This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

50535
12.5

Träumereien
an französischen Kaminen

Märchen von

R. v. Volkmann - Leander

50535
12.5

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE LIBRARY OF
FREDERICK GUION IRELAND
Class of 1868

THE GIFT OF
CATHARINE ADAMS ELKIN
of New Haven, Connecticut

✻

Frau Anne

zugeeignet.

✻

A. C. Ireland.

L. M.
Feb. 14, 1904

Träumereien
an französischen Kaminen.

Märchen

von

Richard von Volkmann-Leander.

Neunundzwanzigste Auflage.

Leipzig
Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel
1903.

50535.12.5

✓

HARVARD COLLEGE LIBRARY
FROM THE LIBRARY OF
FREDERICK G. IRELAND
GIFT OF
MRS. CHARLOTTE ADAMS ELKIN
DECEMBER 6, 1934

✻

Frau Anne

zugeeignet.

✻

Vorwort.

Wie auf ein furchtbares Gewitter, welches ſich Schlag um Schlag gewaltſam entlädt, der trübe, nimmer endende Landregen, ſo folgte für uns auf die gewaltigen Kämpfe der erſten Wochen des deutſch-franzöſiſchen Krieges die einförmige Belagerung von Paris.

Und wie der Wandrer, der während der erſten Schrecken des Unwetters gern der Weiterreiſe vergaß, um unter einem gaſtlichen Dache Schutz zu finden, nun, wenn der letzte Donner verhallt iſt,

wieder und immer wieder an's Fenſter tritt und hinaus in die graue, regenverhüllte Landſchaft ſchaut, unmuthig, daß es immer noch kein Ende finden will — ſo haben auch wir geharrt und nach der Stunde gefragt, die im leuchtenden Strahl der Friedensſonne uns an den heimathlichen Heerd zurückführen würde.

Doch Woche um Woche, Monat um Monat verrann und die weiße Fahne erſchien nicht auf den Wällen der Forts!

Da ſaßen wir, wenn des Tages Arbeit gethan und der Abend von den anmuthigen, die Seinestadt umkränzenden Höhen herabſtieg, einſam an den Kaminen der verlaſſenen franzöſiſchen Villen und Schlöſſer. Und wenn das Feuer kniſterte und die Funken flogen, überkamen gar Manchen alte, ſonderbare Gedanken. In Leib und Geſtalt traten ſie hervor hinter den großen dunklen Gardinen und aus den bunten Kattuntapeten und drängten ſich dicht heran an den Träumer. Und wenn er

ihnen verwundert in's Gesicht sah, so waren es alte Bekannte und darunter viel langvergessene — wohl aus der Kinderzeit. Denn man glaubt nicht, was alles ein deutscher Soldat an französischen Kaminfeuern zu träumen vermag. Spécialité de rêveries allemandes. Allez donc! —

Auch dem Erzähler ging es nicht anders. Und dann und wann, wenn draußen die Flocken stoben, nahm er die Feder und suchte mit flüchtigen Strichen die Traumgestalten auf das Papier zu werfen. Und die Feldpost trug die leichte Zeichnung treulich nach Haus, zu der, welcher dies Büchlein zugeeignet ist. Als er dann endlich zurückkehrte in das deutsche Vaterland, an den eigenen, kinderumstandenen Heerd, sah er verwundert, wie aus den einzeln versandten Blättern ein förmliches Bändchen geworden war.

So möge es denn hinausgehen in die Welt zur Erinnerung an die große, glorreiche Zeit, mit der es für sich nur den einen, bescheidenen

Zuſammenhang in Anſpruch nehmen darf, daß es herausgewachſen iſt aus der Liebe zu dem, um was wir gekämpft und geſtritten: aus der Liebe zu deutſcher Art und zu deutſchem Weſen.

Gott ſegne unſer herrliches Vaterland.

Leipzig, am Oſterfeſt 1871.

Richard v. Volkmann-Leander.

Inhalt.

		Seite
1.	Die künstliche Orgel	1
2.	Goldtöchterchen	5
3.	Vom unsichtbaren Königreiche	12
4.	Wie der Teufel in's Weihwasser fiel	30
5.	Der verrostete Ritter	33
6.	Von der Königin, die keine Pfeffernüsse backen, und dem König, der nicht das Brummeisen spielen konnte	44
7.	Der Wunschring	52
8.	Die drei Schwestern mit den gläsernen Herzen	60
9.	Eine Kindergeschichte	68
10.	Sepp auf der Freite	76
11.	Heino im Sumpf	81
12.	Pechvogel und Glückskind	96
13.	Die Alte-Weiber-Mühle	113
14.	Das Klapperstorch-Märchen	117
15.	Wie sich der Christoph und das Bärbel immer aneinander vorbei gewünscht haben	124

Seite

16. Die Traumbuche 129
17. Das kleine buckliche Mädchen 146
18. Der kleine Vogel 151
19. Die himmliſche Muſik 158
20. Der kleine Mohr und die Goldprinzeſſin 161
21. Von Himmel und Hölle 175
22. Der alte Koffer 185

1.

Die künſtliche Orgel.

Vor langen, langen Jahren lebte einmal ein ſehr geſchickter junger Orgelbauer, der hatte ſchon viele Orgeln gebaut, und die letzte war immer wieder beſſer als die vorhergehende. Zuletzt machte er eine Orgel, die war ſo künſtlich, daß ſie von ſelbſt zu ſpielen anfing, wenn ein Brautpaar in die Kirche trat, an dem Gott ſein Wohlgefallen hatte. Als er auch dieſe Orgel vollendet hatte, beſah er ſich die Mädchen des Landes, wählte ſich die frömmſte und ſchönſte und ließ ſeine eigene Hochzeit zurichten. Wie er aber mit der Braut über die Kirchſchwelle trat, und Freunde und Verwandte in langem Zuge folgten, jeder einen Strauß in der Hand oder im Knopfloch, war ſein Herz voller

Stolzes und Ehrgeizes. Er dachte nicht an ſeine Braut und nicht an Gott, ſondern nur daran, was er für ein geſchickter Meiſter ſei, dem Niemand es gleich thun könne, und wie alle Leute ſtaunen und ihn bewundern würden, wenn die Orgel von ſelbſt zu ſpielen begönne. So trat er mit ſeiner ſchönen Braut in die Kirche ein — aber die Orgel blieb ſtumm. Das nahm ſich der Orgelbaumeiſter ſehr zu Herzen, denn er meinte in ſeinem ſtolzen Sinne, daß die Schuld nur an der Braut liegen könne und daß ſie ihm nicht treu ſei. Er ſprach den ganzen Tag über kein Wort mit ihr, ſchnürte dann Nachts heimlich ſein Bündel und verließ ſie. Nachdem er viele hundert Meilen weit gewandert war, ließ er ſich endlich in einem fremden Lande nieder, wo Niemand ihn kannte und Keiner nach ihm fragte. Dort lebte er ſtill und einſam zehn Jahre lang; da überfiel ihn eine namenloſe Angſt nach der Heimath und nach der verlaſſenen Braut. Er mußte immer wieder daran denken, wie ſie ſo fromm und ſchön geweſen ſei, und wie er ſie ſo böslich verlaſſen. Nachdem er vergeblich alles gethan, um ſeine Sehnſucht nieder zu kämpfen, entſchloß er ſich zurück zu kehren und ſie um Verzeihung zu bitten. Er wanderte Tag und Nacht, daß ihm die Fußſohlen wund wurden, und je mehr er ſich der Heimath näherte, deſto ſtärker wurde ſeine Sehn-

sucht, und desto größer seine Angst, ob sie wohl wieder so gut und freundlich zu ihm sein werde, wie in der Zeit, wo sie noch seine Braut war. Endlich sah er die Thürme seiner Vaterstadt von fern in der Sonne blitzen. Da fing er an zu laufen was er laufen konnte, so daß die Leute hinter ihm her den Kopf schüttelten und sagten: „Entweder ist's ein Narr oder er hat gestohlen." Wie er aber in das Thor der Stadt eintrat, begegnete ihm ein langer Leichenzug. Hinter dem Sarge her gingen eine Menge Leute, welche weinten. „Wen begrabt ihr hier, ihr guten Leute, daß ihr so weint?" „Es ist die schöne Frau des Orgelbaumeisters, die ihr böser Mann verlassen hat. Sie hat uns Allen so viel Gutes und Liebes gethan, daß wir sie in der Kirche beisetzen wollen." Als er dies hörte, entgegnete er kein Wort, sondern ging still gebeugten Hauptes neben dem Sarge her und half ihn tragen. Niemand erkannte ihn; weil sie ihn aber fortwährend schluchzen und weinen hörten, störte ihn Keiner, denn sie dachten: das wird wohl auch Einer von den vielen armen Leuten sein, denen die Todte bei Lebzeiten Gutes erwiesen hat. So kam der Zug zur Kirche, und wie die Träger die Kirchschwelle überschritten, fing die Orgel von selbst zu spielen an, so herrlich wie noch Niemand eine Orgel spielen gehört. Sie setzten den Sarg

vor dem Altare nieder, und der Orgelbaumeister lehnte sich still an eine Säule daneben und lauschte den Tönen, die immer gewaltiger anschwollen, so gewaltig, daß die Kirche in ihren Grundpfeilern bebte. Die Augen fielen ihm zu, denn er war sehr müde von der weiten Reise; aber sein Herz war freudig, denn er wußte, daß ihm Gott verziehen habe, und als der letzte Ton der Orgel verklang, fiel er todt auf das steinerne Pflaster nieder. Da hoben die Leute die Leiche auf, und wie sie inne wurden, wer es sei, öffneten sie den Sarg und legten ihn zu seiner Braut. Und wie sie den Sarg wieder schlossen, begann die Orgel noch einmal ganz leise zu tönen. Dann wurde sie still und hat seit dem nie wieder von selbst geklungen.

2.

Goldtöchterchen.

Vor dem Thor, gleich an der Wiese, stand ein Haus, darin wohnten zwei Leute, die hatten nur ein einziges Kind, ein ganz kleines Mädchen. Das nannten sie Goldtöchterchen. Es war ein liebes, krägles, kleines Ding; flink wie ein Wiesel. Eines Morgens geht die Mutter früh in die Küche Milch zu holen; da steigt das Ding aus dem Bett und stellt sich im Hemdchen in die Hausthüre. Nun war ein wunderherrlicher Sommermorgen, und wie es so in der Hausthüre steht, denkt es: „Vielleicht regnet's morgen; da ist's besser, du gehst heute spazieren". Wie's so denkt, geht's auch schon; läuft hinter's Haus auf die Wiese und von der Wiese bis an den Busch. Wie's an den Busch kommt, wackeln die Haselbüsche ganz ernsthaft mit den Zweigen und rufen:

„Nackfrosch im Hemde,
Was willst du in der Fremde?
Hast kein Schuh und hast kein Hos,
Hast ein einzig Strümpfel bloß;

Wirſt du noch den Strumpf verliern,
Mußt du dir ein Bein erfriern.
Geh nur wieder heime;
Mach dich auf die Beine!"

Aber es hört nicht, ſondern läuft in den Buſch, und wie es durch den Buſch iſt, kommt es an den Teich. Da ſteht die Ente am Ufer mit einer vollen Mandel Junger, alle goldgelb, wie die Eidotter, und fängt entſetzlich an zu ſchnattern; dann läuft ſie Goldtöchterchen entgegen, ſperrt den Schnabel weit auf und thut, als wenn ſie es freſſen wollte. Aber Goldtöchterchen fürchtet ſich nicht, geht gerade darauf los und ſagt:

„Ente, du Schnatterlieschen,
Halt doch den Schnabel und ſchweig ein Bischen!"

„Ach," ſagt die Ente, „du biſt's, Goldtöchterchen! Ich hatte dich ja gar nicht erkannt; nimm's nur nicht übel! Nein, du thuſt uns nichts. Wie geht es dir denn? Wie geht es denn deinem Herrn Vater und deiner Frau Mutter? Das iſt ja recht ſchön, daß du uns einmal beſuchſt. Das iſt ja eine große Ehre für uns. Da biſt du wohl recht früh aufgeſtanden? Alſo, du willſt dir wohl auch einmal unſern Teich beſehen? Eine recht ſchöne Gegend! Nicht wahr?"

Wie ſie ausgeſchnattert hat, fragt Goldtöchterchen:

„Sag einmal, Ente, wo haſt du denn die vielen kleinen Kanarienvögel her?“

„Kanarienvögel?“ wiederholt die Ente, „ich bitte dich, es ſind ja bloß meine Jungen.“

„Aber ſie ſingen ja ſo fein und haben keine Federn, ſondern bloß Haare! Was bekommen denn deine kleinen Kanarienvögel zu eſſen?“

„Die trinken klares Waſſer und eſſen feinen Sand.“

„Davon können ſie ja aber unmöglich wachſen.“

„Doch, doch,“ ſagt die Ente; „der liebe Gott ſegnet's ihnen; und dann iſt auch zuweilen im Sand ein Würzelchen und im Waſſer ein Wurm oder eine Schnecke.“

„Habt ihr denn keine Brücke?“ fragt dann weiter Goldtöchterchen.

„Nein,“ ſagt die Ente, „eine Brücke haben wir nun allerdings leider nicht. Wenn du aber über den Teich willſt, will ich dich gern hinüberfahren.“

Darauf geht die Ente in's Waſſer, bricht ein großes Waſſerroſenblatt ab, ſetzt Goldtöchterchen darauf, nimmt den langen Stengel in den Schnabel und fährt Goldtöchterchen hinüber. Und die kleinen Entchen ſchwimmen munter nebenher.

„Schönen Dank, Ente!“ ſagt Goldtöchterchen, als es drüben angekommen iſt.

„Keine Urſache," ſagt die Ente. „Wenn du mich mal wieder brauchſt, ſteh' ich gern zu Dienſten. Empfiehl mich deinen Eltern. Schön Adje!"

Auf der anderen Seite des Teiches iſt wieder eine große grüne Wieſe, auf der geht Goldtöchterchen weiter ſpazieren. Nicht lange, ſo ſieht es einen Storch, auf den läuft's gerade zu: „Guten Morgen, Storch," ſagt's; „was ißt du denn, was ſo grünſcheckig ausſieht und dabei quakt?"

„Zappelſalat," antwortet der Storch, „Zappelſalat, Goldtöchterchen!"

„Gieb mir auch was, ich bin hungrig!"

„Zappelſalat iſt nichts für dich," ſagt der Storch; geht an den Bach, taucht mit ſeinem langen Schnabel tief unter und holt erſt einen goldnen Becher mit Milch und dann eine Wecke heraus. Darauf hebt er den einen Flügel und läßt eine Zuckerdüte herunterfallen. Goldtöchterchen läßt ſich's nicht zweimal ſagen, ſondern ſetzt ſich hin und ißt und trinkt. Wie's ſatt iſt, ſagt's:

„Ein'n ſchönen Dank,
Und gute Geſundheit dein Leben lang!"

Darauf läuft's weiter. Nicht lange, ſo kommt ein kleiner blauer Schmetterling geflogen. „Kleines Blaues," ſagt Goldtöchterchen, „wollen wir uns ein wenig haſchen?"

„Ich bin's zufrieden," antwortet der Schmetterling, „aber du darfst mich nicht angreifen, damit nichts abgeht."

Nun haſchen ſie ſich luſtig auf der Wieſe herum, bis es Abend wird. Wie es anfängt zu dämmern, ſetzt ſich Goldtöchterchen hin und denkt, jetzt willſt du dich ausruhen; dann gehſt du nach Hauſe. Wie's ſo ſitzt, merkt's, daß die Blumen im Graſe auch ſchon alle müde ſind und einſchlafen wollen. Das Gänſeblümchen nickt ganz ſchläfrig mit dem Kopfe, richtet ſich dann auf, ſieht ſich mit gläſernen Augen um, und dann nickt's noch einmal. Da ſteht eine weiße Aſter daneben (und das war jedenfalls die Mutter) und ſagt:

„Gänſeblümchen, mein Engelchen,
Fall' nicht vom Stengelchen!

Geh zu Bett, mein Kind." Und das Gänſeblümchen duckt ſich hin und ſchläft ein. Dabei verſchiebt ſich's das weiße Mützchen, daß ihm die Spitzen gerade über's Geſicht fallen. Darauf ſchläft die Aſter auch ein.

Wie Goldtöchterchen ſieht, daß alles ſchläft, fallen ihm die Augen auch zu. Da liegt es nun auf der Wieſe und ſchläft, und mittlererweile läuft ſeine Mutter immer noch im ganzen Hauſe umher und ſucht's und weint. Sie geht in alle Kammern und ſieht in alle Winkel, unter alle Betten und unter die Treppe. Dann geht ſie auf

die Wiese bis an den Busch und durch den Busch bis an den Teich. Ueber den Teich kann es nicht gekommen sein, denkt sie und geht wieder zurück, und durchsucht noch einmal alle Winkel und Ecken und sieht unter alle Betten und unter die Treppe. Wie sie damit fertig ist, geht sie wieder auf die Wiese, und wieder in den Busch, und wieder bis an den Teich. Das thut sie den ganzen Tag, und je länger sie es thut, desto mehr weint sie. Der Mann aber läuft unterdeß in der ganzen Stadt umher und fragt, ob Niemand Goldtöchterchen gesehen hat.

Als es aber ganz dunkel geworden war, kam einer von den zwölf Engeln, die jeden Abend über die ganze Welt hinwegfliegen müssen, um nachzusehen, ob sich nicht irgendwo ein kleines Kind verlaufen hat, und es wieder zu seiner Mutter zu bringen, auch auf die grüne Wiese. Als er Goldtöchterchen hier liegen und schlafen sah, hob er es behutsam auf, ohne es zu wecken, flog bis über die Stadt und sah nach, in welchem Hause noch Licht war. „Das wird wohl das Haus sein, wo's hingehört," sagte er, als er das Haus von Goldtöchterchen's Aeltern sah, und das Licht im Wohnzimmer brannte immer noch. Heimlich sah er zum Fenster hinein: da saßen Vater und Mutter sich an dem kleinen Tische gegenüber und weinten, und unter dem Tisch hielten sie sich die

Hände. Da öffnete er ganz leise die Hausthüre, legte das Kind unter die Treppe und flog fort.

Und die Aeltern saßen immer noch am Tisch. Da stand die Frau auf, zündete noch ein Licht an und leuchtete noch einmal in alle Winkel und Ecken und unter die Betten.

„Frau," sagte der Mann traurig, „du hast ja schon so oft vergeblich in alle Winkel und Ecken und unter die Treppe gesehen. Geh zu Bett. Unser Goldtöchterchen wird wohl in den Teich gefallen und ertrunken sein."

Doch die Frau hörte nicht, sondern ging weiter, und wie sie unter die Treppe leuchtete, lag das Kind da und schlief. Da schrie sie vor Freude so laut auf, daß der Mann eilends die Treppe herabgesprungen kam. Mit dem Kinde auf dem Arm kam sie ihm freudestrahlend entgegen. Es schlief ganz fest, so müde hatte es sich gelaufen.

„Wo war es denn? Wo war es denn?" rief er.

„Unter der Treppe lag's und schlief," erwiderte die Frau, „und ich habe doch heute schon so oft unter die Treppe gesehen."

Da schüttelte der Mann mit dem Kopfe und sagte: „Mit rechten Dingen geht's nicht zu, Mutter; wir wollen nur Gott danken, daß wir unser Goldtöchterchen wieder haben!"

3.

Vom unsichtbaren Königreiche.

In einem kleinen Hause, welches wohl eine Viertelstunde abseits von dem übrigen Dorfe auf der halben Berghöhe lag, wohnte mit seinem alten Vater ein junger Bauer, Namens Jörg. Es gehörten zu dem Hause so viel Acker Feld, daß beide eben keine Sorgen hatten. Gleich hinter dem Hause fing der Wald an, mit Eichen und Buchen, so alt, daß die Enkelkinder von denen, welche sie gepflanzt hatten, schon seit mehr als hundert Jahren todt waren; vor ihm aber lag ein alter zerbrochener Mühlstein — wer weiß, wie der dahin gekommen war. Wer sich auf ihn setzte, der hatte eine wundervolle Aussicht hinab in's Thal, auf den Fluß, der das Thal durchströmte, und die Berge, die jenseits des Flusses aufstiegen. Hier saß der Jörg am Abend, wenn er seine Arbeit auf dem Felde gethan hatte, den Kopf auf die Hände, und die Ellenbogen auf die Kniee gestützt, oft stundenlang und träumte, und weil er sich wenig um die

Leute im Dorf bekümmerte und meiſt ſtill und in ſich gekehrt einherging, wie Einer, der an allerhand denkt, nannten ihn die Leute ſpottweiſe Traumjörge. Dies war ihm jedoch völlig gleichgültig.

Je älter er aber ward, deſto ſtiller wurde er; und als ſein alter Vater endlich ſtarb, und er ihn unter einer großen alten Eiche begraben hatte, wurde er ganz ſtill. Wenn er dann auf dem alten zerbrochenen Mühlſteine ſaß, was er jetzt noch viel häufiger that, als zuvor, und hinab in das herrliche Thal ſah, wie die Abendnebel an dem einen Ende hereintraten und langſam an den Bergen hinwandelten, wie es dann dunkler wurde und dunkler, bis zuletzt der Mond und die Sterne in ihrer ganzen Herrlichkeit am Himmel heraufzogen: dann wurde es ihm ſo recht wunderbar um's Herz. Denn dann fingen die Wellen im Fluß zu ſingen an, anfangs ganz leiſe, bald aber deutlich vernehmbar, und ſie ſangen von den Bergen, wo ſie herkämen, vom Meer, wo ſie hin wollten, und von den Nixen, die tief unten im Grunde des Fluſſes wohnten. Darauf begann auch der Wald zu rauſchen, ganz anders wie ein gewöhnlicher Wald, und erzählte die wunderbarſten Sachen. Beſonders der alte Eichbaum, der an ſeines Vaters Grabe ſtand, der wußte noch viel mehr wie alle die andern Bäume. Die Sterne aber, die hoch

am Himmel ſtanden, bekamen die größte Luſt, herabzufallen in den grünen Wald und in den blauen Strom und flimmerten und zitterten, wie Jemand, der es gar nicht mehr aushalten kann. Doch die Engel, von denen hinter jedem Sterne einer ſteht, hielten ſie jedesmal feſt und ſagten: „Sterne, Sterne, macht keine Thorheiten! Ihr ſeid ja viel zu alt dazu, viele tauſend Jahr und noch mehr! Bleibt im Lande und nährt euch redlich!“ —

Es war ein wunderbares Thal! — Aber alles Das ſah und hörte blos der Traumjörge. Die Leute, welche im Dorf wohnten, ahnten gar nichts davon; denn es waren ganz gewöhnliche Leute. Dann und wann ſchlugen ſie einen von den alten Baumrieſen um, zerſägten und zerſpellten ihn, und wenn ſie eine hübſche Klafter aufgerichtet hatten, ſprachen ſie: „Nun können wir uns wieder eine Weile Kaffee kochen.“ Und im Fluß wuſchen ſie ihre Wäſche; das war ihnen ſehr bequem. Von den Sternen aber, wenn ſie ſo recht funkelten, ſagten ſie weiter nichts, als: „Es wird heute Nacht recht kalt werden; wenn nur unſere Kartoffeln nicht erfrieren.“ Verſuchte es einmal der arme Traumjörge, ihnen eine andere Meinung beizubringen, ſo lachten ſie ihn aus. Es waren eben ganz gewöhnliche Leute.

Wie er nun ſo eines Tages wieder auf dem alten

Mühlsteine saß und bei sich bedachte, daß er doch auf der ganzen Welt so mutterseelen allein sei, schlief er ein. Da träumte ihm, es hinge vom Himmel eine goldene Schaukel an zwei silbernen Seilen herab. Jedes Seil war an einem Sterne befestigt; auf der Schaukel aber saß eine reizende Prinzessin und schaukelte sich so hoch, daß sie vom Himmel zur Erde herab und von der Erde wieder zum Himmel hinaufflog. Jedesmal, wenn die Schaukel bis an die Erde kam, klatschte die Prinzessin vor Freude in ihre Hände und warf ihm eine Rose zu. Aber plötzlich rissen die Seile, und die Schaukel mit der Prinzessin flog weit in den Himmel hinein, immer weiter, immer weiter, bis er sie zuletzt nicht mehr sehen konnte.

Da wachte er auf, und als er sich umsah, lag neben ihm auf dem Mühlsteine ein großer Strauß von Rosen.

Am nächsten Tage schlief er wieder ein und träumte dasselbe. Beim Erwachen lagen richtig die Rosen wieder da.

So ging es die ganze Woche hindurch. Da sagte sich Traumjörge, daß doch irgend etwas Wahres an dem Traume sein müsse, weil er ihn immer wieder träumte. Er schloß sein Haus zu und machte sich auf, die Prinzessin zu suchen.

Nachdem er viele Tage gegangen war, erblickte er von Weitem ein Land, wo die Wolken bis auf die Erde

hingen. Er wanderte rüſtig darauf zu, kam aber in einen großen Wald. Plötzlich hörte er hier ein ängſtliches Stöhnen und Wimmern, und als er auf die Stelle zu gegangen war, von welcher das Geſtöhn und Gewimmer herkam, ſah er einen ehrwürdigen Greis mit ſilbergrauem Barte auf der Erde liegen. Zwei widerlich häßliche, ſplitternackte Kerle knieten auf ihm und ſuchten ihn zu erwürgen. Da blickte er um ſich, ob er nicht irgend eine Waffe fände, mit der er den beiden Kerlen zu Leibe gehen könnte, und da er nichts fand, riß er in ſeiner Todesangſt einen großen Baumaſt ab. Kaum jedoch hatte er dieſen erfaßt, als er ſich in ſeinen Händen in eine mächtige Hellebarde verwandelte. Damit ſtürmte er auf die beiden Ungeheuer los und rannte ſie ihnen durch den Leib, ſo daß ſie mit Geheul den Alten losließen und fortſprangen.

Darauf hob er den ehrwürdigen Greis auf, tröſtete ihn und fragte, warum ihn die beiden nackten Kerle hätten erwürgen wollen.

Da erzählte Jener, er ſei der König der Träume und aus Verſehen etwas vom Wege ab in das Reich ſeines größten Feindes, des Königs der Wirklichkeit, gekommen. Sobald dies der König der Wirklichkeit bemerkt habe, hätte er ihm durch zwei ſeiner Diener auflauern laſſen, damit ſie ihm den Garaus machten.

„Hatteſt du denn dem König der Wirklichkeit etwas zu Leide gethan?“ fragte Traumjörge.

„Behüte Gott!“ verſicherte Jener. „Er wird aber überhaupt ſehr leicht gegen Andere ausfällig. Dies liegt in ſeinem Charakter — und mich beſonders haßt er wie die Sünde!“

„Aber die Kerle, die er geſchickt hatte, dich zu erwürgen, waren ja ganz nackt!“

„Ja wohl,“ ſagte der König, „ſplitter-faſer-nackt. Das iſt ſo Mode im Lande der Wirklichkeit. Alle Leute gehen dort nackt, ſelbſt der König, und ſchämen ſich nicht einmal. Es iſt ein abſcheuliches Volk! — Weil du mir nun aber das Leben gerettet haſt, will ich mich dankbar gegen dich erweiſen und dir mein Land zeigen. Es iſt wohl das herrlichſte der Welt, und die Träume ſind meine Unterthanen!“

Darauf ging der König der Träume voran und Jörg folgte ihm. Als ſie an die Stelle kamen, wo die Wolken auf die Erde hingen, wies der König auf eine Fallthüre, welche ſo verſteckt im Buſch lag, daß ſie gar nicht zu finden war, wenn man es nicht wußte. Er hob ſie auf und führte ſeinen Begleiter fünfhundert Stufen hinab in eine hell erleuchtete Grotte, welche ſich meilenweit in wunderbarer Pracht hinzog. Es war unſäglich ſchön!

Da waren Schlöſſer auf Inſeln mitten in großen Seen, und die Inſeln ſchwammen umher wie Schiffe. Wenn man in ein ſolches Schloß hineingehen wollte, brauchte man ſich nur an das Ufer zu ſtellen und zu rufen:

„Schlößlein, Schlößlein, ſchwimm heran,
Daß ich in dich 'reingehn kann!“

dann kam es von ſelbſt an das Ufer. Weiter waren noch andere Schlöſſer da auf Wolken; die flogen langſam in der Luft. Sprach man aber:

„Steig herab, mein Luftſchlößlein,
Daß ich kann in dich hinein!“

ſo ſenkten ſie ſich langſam nieder. Außerdem waren noch da Gärten mit Blumen, die am Tag dufteten und in der Nacht leuchteten; ſchillernde Vögel, die Märchen erzählten, und eine Menge anderer ganz wunderbarer Sachen. Traumjörge konnte mit Staunen und Bewundern gar nicht fertig werden.

„Nun will ich dir auch noch meine Unterthanen, die Träume, zeigen,“ ſagte der König. „Ich habe deren drei Sorten. Gute Träume für die guten Menſchen, böſe Träume für die böſen und außerdem Traumkobolde. Mit den letzteren mache ich mir zuweilen einen Spaß, denn ein König muß doch auch zuweilen ſeinen Spaß haben.“ —

Zuerſt führte er ihn alſo in eins der Schlöſſer, welches

eine so verzwickte Bauart hatte, daß es förmlich komisch aussah: „Hier wohnen die Traumkobolde," sprach er, „kleines, übermüthiges, schabernackiges Volk. Thut Niemandem was, aber neckt gern."

„Komm einmal her, Kleiner," rief er darauf einem der Kobolde zu, „und sei einmal einen einzigen Augenblick ernsthaft." Hernach fuhr er fort und sagte zu Traumjörge: „Weißt du, was der Schelm thut, wenn ich ihm einmal ausnahmsweise erlaube, auf die Erde hinaufzusteigen? Er läuft in's nächste Haus, holt den ersten besten Menschen, der gerade wunderschön schläft, aus den Federn, trägt ihn auf den Kirchthurm und wirft ihn kopfüber herunter. Dann springt er eiligst die Thurmtreppe hinab, so daß er unten eher ankommt, fängt ihn auf, trägt ihn wieder nach Haus und schmeißt ihn so in's Bett, daß es kracht und er davon aufwacht. Dann reibt der sich den Schlaf aus den Augen, sieht sich ganz verwundert um und spricht: „Ei du lieber Gott, war mir's doch gerade, als wenn ich vom Kirchthurm herabfiele. Es ist nur gut, daß ich bloß geträumt habe."

„Das ist der?" rief Traumjörge. „Siehst du, der ist auch schon einmal bei mir gewesen! Wenn er aber wiederkommt und ich erwische ihn, soll's ihm schlecht ergehen." Kaum hatte er dies noch gesagt, so sprang ein

andrer Traumkobold unter dem Tische hervor. Der sah fast aus wie ein kleiner Hund, denn er hatte ein ganz zottiges Wämslein an und die Zunge steckte er auch heraus.

„Der ist auch nicht viel besser," meinte der Traumkönig. „Er bellt wie ein Hund, und dabei hat er Kräfte wie ein Riese. Wenn dann die Leute im Traume Angst bekommen, hält er sie an Händen und Beinen fest, daß sie nicht fortkönnen."

„Den kenne ich auch," fiel Traumjörge ein. „Wenn man fortwill, ist es Einem, als wenn man starr und steif wie ein Stück Holz wäre. Wenn man den Arm aufheben will, geht es nicht, und wenn man die Beine rühren will, geht es auch nicht. Manchmal ist's aber kein Hund, sondern ein Bär, oder ein Räuber, oder sonst etwas Schlimmes!"

„Ich werde ihnen nie wieder erlauben, dich zu besuchen, Traumjörge," beruhigte ihn der König. „Nun komm einmal zu den bösen Träumen, aber fürchte dich nicht, sie werden dir keinen Schaden zufügen; sie sind nur für die bösen Menschen. Damit traten sie in einen ungeheueren Raum ein, der von einer hohen Mauer umgeben und mittelst einer gewaltigen eisernen Thüre verschlossen war. Hier wimmelte es von den gräulichsten

Gestalten und den entsetzlichsten Ungeheuern. Manche sahen wie Menschen, manche halb wie Menschen, halb wie Thiere, manche ganz wie Thiere aus. Erschrocken wich Traumjörge zurück bis an die eiserne Thüre. Doch der König redete ihm freundlich zu und sprach: „Willst du dir nicht genauer besehen, was böse Menschen träumen müssen?“ Und er winkte einem Traume, der zunächst stand; das war ein scheußlicher Riese, der hatte unter jedem Arme ein Mühlrad.

„Erzähle, was du heut Nacht thun wirst!“ herrschte der König ihn an.

Da zog das Ungeheuer den Kopf in die Schultern und den Mund bis zu den Ohren, wackelte mit dem Rücken, wie Einer, der sich so recht freut, und sagte grinsend: „Ich gehe zum reichen Mann, der seinen Vater hat hungern lassen. Als der alte Mann sich eines Tages auf die steinerne Treppe vor dem Hause seines Sohnes gesetzt hatte und um Brot bat, kam der Sohn und sagte zum Gesinde: Jagt mir einmal den Hampelmann fort! Da gehe ich nun Nachts zu ihm und ziehe ihn zwischen den zwei Mühlrädern durch, bis alle seine Knochen hübsch kurz und klein gebrochen sind. Ist er dann so recht schmeidig und zapplig geworden, so nehme ich ihn am Kragen, schüttle ihn und sage: Siehst du, wie hübsch

du nun zappelſt, du Hampelmann! Dann wacht er auf, klappert mit den Zähnen und ruft: Frau, bring mir noch ein Deckbett, mich friert. Und wenn er wieder eingeſchlafen iſt, mache ich's auf's Neue!"

Als Traumjörge dies gehört, drängte er ſich mit Gewalt zur Thüre hinaus, den König nach ſich ziehend, und rief: „Nicht einen Augenblick länger bleibe ich hier bei den böſen Träumen. Das iſt ja entſetzlich!"

Doch der König führte ihn nun in einen prächtigen Garten, wo die Wege von Silber, die Beete von Gold und die Blumen von geſchliffenen Edelſteinen waren. In dem gingen die guten Träume ſpazieren. Das Erſte, was er ſah, war ein Traum wie eine junge blaſſe Frau, die hatte unter dem einen Arme eine Arche Noah, und unter dem andern einen Baukaſten.

„Wer iſt denn das?" fragte der Traumjörge.

„Die geht Abends immer zu einem kleinen kranken Knaben, dem ſeine Mutter geſtorben iſt. Am Tag iſt er ganz allein, und Niemand bekümmert ſich um ihn; aber gegen Abend geht ſie zu ihm, ſpielt mit ihm und bleibt die ganze Nacht. Er ſchläft immer ſchon ſehr früh ein, deshalb geht ſie auch ſo zeitig. Die andern Träume gehen viel ſpäter. — Komm nur weiter; wenn du Alles ſehen willſt, müſſen wir uns ſputen!"

Darauf gingen sie tiefer in den Garten hinein, mitten unter die guten Träume. Es waren Männer, Frauen, Greise und Kinder, alle mit lieben und guten Gesichtern und in den schönsten Kleidern. In den Händen trugen viele von ihnen alle möglichen Dinge, die sich das Herz nur wünschen kann. — Auf einmal blieb Traumjörge stehen und schrie so laut auf, daß alle Träume sich umdrehten.

„Was hast du denn?“ fragte der König.

„Da ist ja meine Prinzessin, die mir so oft erschienen ist und mir die Rosen geschenkt hat!“ rief Traumjörge ganz entzückt aus.

„Freilich, freilich!“ erwiderte Jener. „Das ist sie. Nicht wahr, ich habe dir immer einen sehr hübschen Traum geschickt? Es ist beinahe der hübscheste, den ich habe.“

Da lief der Traumjörge auf die Prinzessin zu, die gerade wieder auf ihrer kleinen goldenen Schaukel saß und sich schaukelte. Sobald sie ihn kommen sah, sprang sie herab und ihm gerade in die Arme. Er aber nahm sie an der Hand und führte sie an eine goldene Bank. Da setzten sich beide hin und erzählten sich, wie hübsch es wäre, daß sie sich wieder sähen. Und wenn sie damit fertig waren, fingen sie immer wieder von vorn an. Der König der Träume aber ging mittlererweile fortwährend

auf dem großen Wege, der gerade durch den Garten ging, auf und ab, die Hände auf dem Rücken, und zuweilen nahm er die Uhr heraus und sah nach, wie spät es wäre, weil der Traumjörge und die Prinzessin immer noch nicht mit dem fertig waren, was sie sich zu erzählen hatten. Zuletzt ging er jedoch wieder zu ihnen und sagte: „Kinder, nun ist es gut! Du, Traumjörge, hast noch weit zu Hause, und über Nacht kann ich dich nicht hier behalten, denn ich habe keine Betten, weil nämlich die Träume nicht schlafen, sondern Nachts immer zu den Menschen auf die Erde hinaufgehen müssen; und du, Prinzeßchen, du mußt dich fertig machen. Zieh' dich heute einmal ganz rosa an und nachher komm zu mir, damit ich dir sage, wem du heute erscheinen, und was du ihm sagen sollst."

Als dies Traumjörge gehört, ward es ihm auf einmal so muthig um's Herz, wie noch nie in seinem Leben. Er stand auf und sagte mit fester Stimme: „Herr König, von meiner Prinzessin lass' ich nun und nimmermehr. Entweder ihr müßt mich hier unten behalten, oder ihr müßt mir sie mit auf die Erde geben. Ich kann ohne sie nicht leben, dazu habe ich sie viel zu lieb!" Dabei trat ihm in jedes Auge eine Thräne, so groß wie eine Haselnuß.

„Aber Jörge, Jörge," erwiderte der König, „es ist ja der allerhübscheste Traum, den ich habe! Doch du hast mir das Leben gerettet, so sei es denn. Nimm deine Prinzessin und steige mit ihr hinauf zur Erde. Sobald du oben angelangt bist, so nimm ihr den silbernen Schleier vom Kopf und wirf ihn mir durch die Fallthüre wieder herab. Dann wird deine Prinzessin von Fleisch und Blut wie ein anderes Menschenkind sein; denn jetzt ist es ja nur ein Traum!"

Da bedankte sich Traumjörge auf das Herzlichste und sagte: „Lieber König, weil du nun einmal so überaus gut bist, so möchte ich wohl noch eine Bitte wagen. Sieh, eine Prinzessin habe ich nun, doch es fehlt mir immer noch ein Königreich; und es ist doch ganz unmöglich, daß eine Prinzessin ohne ein Königreich sein kann. Kannst du mir denn keins verschaffen, wenn es auch nur ein ganz kleines ist?"

Darauf antwortete der König: „Sichtbare Königreiche, Traumjörge, habe ich zwar nicht zu vergeben, aber unsichtbare; und davon sollst du eins bekommen, und zwar eins der größten und herrlichsten, was ich noch habe."

Da fragte Traumjörge, wie es mit den unsichtbaren Königreichen beschaffen wäre; indeß der König bedeutete ihn, er würde dies schon Alles erfahren und sein blaues

Wunder erleben, so schön und herrlich sei es mit den unsichtbaren Königreichen.

„Nämlich," sagte er, „mit den gewöhnlichen, sichtbaren ist es doch zuweilen eine sehr unangenehme Sache. Zum Exempel: du bist König in einem gewöhnlichen Königreiche, und früh Morgens tritt der Minister an dein Bett und sagt: Majestät, ich brauche tausend Thaler für's Reich. Darauf öffnest du die Staatscasse und findest auch nicht einen Heller darin! Was willst du dann anfangen? Oder, zum Andern: du bekommst Krieg und verlierst, und der andere König, der dich besiegt hat, heirathet deine Prinzessin; dich aber sperrt er in einen Thurm. So etwas kann in einem unsichtbaren Königreiche nicht vorfallen!"

„Wenn wir es nun aber nicht sehen," fragte Traumjörge, noch immer etwas betreten, „was kann uns dann unser Königreich nützen?"

„Du sonderbarer Mensch," sagte der König darauf und hielt den Zeigefinger an die Stirn, „du und deine Prinzessin, ihr seht es schon! Ihr seht die Schlösser und Gärten, die Wiesen und Wälder, die zu dem Königreich gehören, wohl! Ihr wohnt darin, geht spazieren und könnt Alles damit machen, was euch gefällt; nur die andern Leute sehen es nicht.

Da war Traumjörge hoch erfreut, denn es war ihm schon etwas ängstlich zu Muth, ob die Leute im Dorf ihn nicht scheel ansehen würden, wenn er mit seiner Prinzessin nach Hause käme und König wäre. Er nahm sehr gerührt Abschied vom König der Träume, stieg mit der Prinzessin die fünfhundert Stufen hinauf, nahm ihr den silbernen Schleier vom Kopf und warf ihn hinunter. Darauf wollte er die Fallthüre zumachen, aber sie war sehr schwer. Er konnte sie nicht halten und ließ sie fallen. Da gab es einen ungeheuren Knall, fast so arg, als wenn viele Kanonen auf einmal losgeschossen werden, und es vergingen ihm auf einen Augenblick die Sinne. Als er wieder zu sich kam, saß er vor seinem Häuschen auf dem alten Mühlstein und neben ihm die Prinzessin, und sie war von Fleisch und Blut, wie ein gewöhnliches Menschenkind. Sie hielt seine Hand, streichelte sie und sagte: „Du lieber, guter, närrischer Mensch, du hast dich so lange nicht getraut, mir zu sagen, wie lieb du mich hast? Hast du dich denn vor mir gefürchtet?“ — —

Und der Mond ging auf und beleuchtete den Fluß, die Wellen schlugen klingend an's Ufer und der Wald rauschte; doch sie saßen immer noch und schwatzten. Da war es plötzlich, als wenn eine kleine, ganz schwarze Wolke vor den Mond träte, und auf einmal fiel etwas vor ihre

Füße nieder, wie ein großes zusammengelegtes Tuch. Darauf stand der Mond wieder in vollem Glanze. Sie hoben das Tuch auf und breiteten es auseinander. Es war aber sehr fein und viele hundert Male zusammengelegt, so daß sie viel Zeit brauchten. Als sie es vollständig auseinander gefaltet hatten, sah es aus wie eine große Landkarte. In der Mitte ging ein Fluß und zu beiden Seiten waren Städte, Wälder und Seen. Da merkten sie, daß es ein Königreich war, und daß es der gute Traumkönig ihnen vom Himmel hatte herunterfallen lassen. Und als sie sich nun ihr kleines Häuschen besahen, war es zu einem wundervollen Schlosse geworden, mit gläsernen Treppen, Wänden von Marmelstein, Tapeten von Sammt und spitzen Thürmen mit blauen Schieferdächern. Da faßten sie sich an und gingen in das Schloß hinein, und als sie eintraten, waren schon die Unterthanen versammelt und verneigten sich tief. Pauken und Trompeten erschallten, und Edelknaben gingen vor ihnen her und streuten Blumen. Da waren sie König und Königin. — —

Am andern Morgen aber lief es wie ein Feuer durch das Dorf, daß der Traumjörge wiedergekommen sei und sich eine Frau mitgebracht habe. „Das wird auch was recht Geschcidtes sein," sagten die Leute. „Ich habe sie

heute früh schon gesehen," fiel einer von den Bauern in's Wort, „als ich in den Wald ging. Sie stand mit ihm vor der Thüre. Es ist nichts Besonderes, eine ganz gewöhnliche Person, klein und schmächtig. Ziemlich ärmlich war sie auch angezogen. Wo soll's denn am Ende auch herkommen! Er hat nichts, da wird sie wohl auch nichts haben!"

So schwatzten sie, die dummen Leute; denn sie konnten es nicht sehen, daß es eine Prinzessin war. Und daß das Häuschen sich in ein großes, wundervolles Schloß verwandelt hatte, bemerkten sie in ihrer Einfalt auch nicht, denn es war eben ein unsichtbares Königreich, was dem Traumjörge vom Himmel herabgefallen war. Aus diesem Grunde bekümmerte er sich auch um die dummen Leute gar nicht, sondern lebte in seinem Königreiche und mit seiner lieben Prinzessin herrlich und vergnügt. Und er bekam sechs Kinder, eins immer schöner wie das andere, und das waren lauter Prinzen und Prinzessinnen. Niemand aber wußte es im Dorf, denn das waren ganz gewöhnliche Leute und viel zu einfältig, um es einzusehen. —

4.

Wie der Teufel in's Weihwaſſer fiel.

Daß der Teufel öfters Unglück hat, weiß Jedermann. Ja, es kommt ſo häufig vor, daß man einen Menſchen, der Zahnſchmerzen hat, oder im Winter mit zerriſſenen Stiefeln auf der Chauſſee Steine klopfen muß, oder dem ſein Schatz an ſeinem Geburtstage einen Brief ſchickt, in dem kein Glückwunſch ſteht, wohl aber eine Abſage auf immer — daß man ſie alle Drei arme Teufel nennt.

Eines Tages ſchnupperte der Teufel im kölner Dome umher, in der Hoffnung, vielleicht ein fettes Mönchlein oder eine alte Betſchweſter zu erhaſchen, da ſtolperte er und — plantſch! — fiel er mitten in das Becken mit dem Weihwaſſer hinein. Da hättet ihr ſehen ſollen, was er für Geſichter ſchnitt, wie er ſprudelte und pruſtete und wie flink er machte, daß er wieder herauskam! Und wie er ſich nachher ſchüttelte und wie ein begoſſener Pudel davon ſchlich! Dabei war es noch um die Weihnachtszeit, ſo daß er vor Froſt klapperte, als er vor dem Dome ſtand,

aus dem er ſchleunigſt retirirt war, weil er fürchtete, daß die Frommen es bemerkt haben und ihn auslachen könnten.

„Was fang' ich nun an?“ ſagte er und beſah ſich von oben bis unten. „Zu Haus, in die Hölle, getraue ich mich in dem Aufzuge nicht. Meine Großmutter würde mir gut den Text leſen. Ich werde auf ein paar Stunden in's Mohrenland gehen, da iſt es warm, und ich kann meine Kleider trocknen. Außerdem werden heute dort Gefangene geſchlachtet. Hab' ich meinen Operngucker mit?“

Er ging alſo nach Mohrenland, ſah beim Schlachten zu, klatſchte tüchtig bravo, wenn es ihm gefiel, und als ſein Rock völlig trocken war, trollte er ſich vergnügt nach Hauſe, in die Hölle.

Als er aber kaum in die Stube eingetreten war und die Großmutter ſeiner anſichtig wurde, ward ſie abwechſelnd veilchenblau und ſchwefelgelb im Geſicht und rief:

„Wonach riechſt du wieder einmal, und wie ſiehſt du aus, du Lump?! Haſt du dich ſchon wieder in den Kirchen umhergetrieben?“ — Da erzählte der Teufel ſtotternd, was ihm paſſirt war.

„Zieh den Rock aus,“ herrſchte die Großmutter ihn an, „und leg dich einſtweilen in's Bett.“ Und der Teufel that, wie ihm befohlen war und zog ſich das blau und roth karrirte Federbett ſo weit über die Ohren, daß unten

die ſchwarzen Fußſpitzen herausguckten; denn er ſchämte ſich gewaltig. Die Großmutter aber faßte den Rock mit zwei Fingern an ſeinem äußerſten Zipfel wie die Köchin eine todte Maus am Schwanz. „Brrr!“ ſagte ſie und ſchüttelte ſich vor Ekel. „Wie der Rock ausſieht!“ Dann trug ſie ihn in die Goſſe, wo der ganze dicke Höllenſchlamm und das ganze Spülwaſſer aus der Hölle abläuft, zog ihn ein paar mal durch, weichte ihn tüchtig ein und wuſch ihn in der Goſſe. Darauf hing ſie ihn über einen Stuhl an's Feuer und ließ ihn trocknen.

Als er ganz trocken war und der Teufel eben ſchon ein Bein aus dem Bett herausſteckte, um aufzuſtehen und den Rock anzuziehen, nahm ſie den Rock noch einmal und beroch ihn:

„Pfui!“ ſagte ſie und nieſte, „was doch ſo ein Kirchengeruch ſchwer wegzubringen iſt!“, holte ein Kohlenbecken, ſtreute ein paar Hände voll klein gehackter Hundehaare und geraſpelter Pferdehufe darauf, und wie es ſo recht brenzlich zu riechen begann, hielt ſie den Rock drüber. „So,“ ſagte ſie zum Teufel, „nun iſt der Rock rein, nun kannſt du dich doch wieder in anſtändiger Geſellſchaft ſehen laſſen! Aber ich verbitte mir, daß ſo etwas wieder vorkommt! Verſtehſt du mich?“ —

5.

Der verroſtete Ritter.

Ein ſehr reicher und vornehmer Ritter lebte in Saus und Braus und war ſtolz und hart gegen die Armen. Deshalb ließ ihn Gott zur Strafe auf der einen Seite verroſten. Der linke Arm verroſtete und das linke Bein; ebenſo der Leib bis zur Mitte. Nur das Geſicht blieb frei. Da zog der Ritter an die linke Hand einen Handſchuh, ließ ihn ſich am Handgelenk feſt zunähen und legte ihn Tag und Nacht nicht ab, damit Niemand ſähe, wie ſehr er verroſtet ſei. Darauf ging er in ſich und verſuchte einen neuen Lebenswandel anzufangen. Er entließ ſeine alten Freunde und Zechgenoſſen und nahm ſich eine ſchöne und fromme Frau. Dieſelbe hatte wohl manches Schlimme von dem Ritter gehört, aber weil ſein Geſicht gut geblieben war, glaubte ſie es, wenn ſie allein war und

darüber nachdachte, nur halb, und wenn er bei ihr war und freundlich mit ihr ſprach, gar nicht. Darum nahm ſie ihn doch. Nach der Hochzeit aber, in der erſten Nacht merkte ſie es, warum er niemals den Handſchuh von der linken Hand abzog und erſchrak heftig. Sie ließ ſich jedoch nichts merken, ſondern ſagte am andern Morgen nur zu ihrem Manne, ſie wolle in den Wald gehen, um in einer kleinen Kapelle, die dort ſtand, zu beten. Neben der Kapelle aber befand ſich eine Klauſe, in der lebte ein alter Eremit, der hatte früher lange in Jeruſalem gelebt und war ſo heilig, daß die Leute von weit und breit zu ihm wallfahrteten. Den gedachte ſie um Rath zu fragen.

Als ſie nun dem Eremiten Alles erzählt hatte, ging er in die Kapelle, betete dort lange zur Jungfrau Maria und ſagte dann, als er wieder herauskam: „Du kannſt deinen Mann noch erlöſen, aber es iſt ſchwer. Fängſt du es an und bringſt es nicht zu Ende, ſo mußt du ſelbſt auch verroſten. Viel Unrecht hat dein Mann ſein Lebtag gethan, und ſtolz und hart gegen die Armen iſt er geweſen: willſt du für ihn betteln gehen, barfuß und in Lumpen wie das allerärmſte Bettlerweib, ſo lange bis du hundert Goldgulden erbettelt haſt, ſo iſt dein Mann erlöſt. Dann nimm ihn an der Hand, gehe mit ihm in die Kirche und lege die hundert Goldgulden

in das Kirchbecken für die Armen. Wenn du das thuſt, ſo wird Gott deinem Manne ſeine Sünden vergeben, der Roſt wird abgehn, und er wird wieder ſo weiß werden wie zuvor."

„Das will ich thun," ſagte die junge Ritterfrau, „und wenn es mir noch ſo ſchwer wird, und es noch ſo lange dauert. Ich will meinen Mann erlöſen, denn er iſt nur auswendig verroſtet, das glaube ich ganz ſicher!"

Darauf ging ſie fort, tief in den Wald hinein, und nicht lange, ſo begegnete ihr ein altes Mütterchen, welches Reiſig ſuchte. Es hatte einen zerlumpten, ſchmutzigen Rock an und darüber einen Mantel, der war aus eben ſo vielen Flicken zuſammengeſetzt, wie weiland das heilige römiſche Reich; was aber die Flicken früher für eine Farbe gehabt, das konnte man kaum mehr ſehen, denn Regen und Sonnenſchein hatten ſchon viel Arbeit mit dem Mantel gehabt.

„Willſt du mir deinen Rock und deinen Mantel geben, alte Mutter," ſagte die Ritterfrau, „ſo ſchenk' ich dir alles Geld, was ich in der Taſche habe und meine ſeidnen Kleider noch dazu; denn ich möchte gern arm ſein."

Da ſah die alte Frau ſie verwundert an und ſprach: „Will's ſchon thun, will's ſchon thun, mein blankes Töchterchen, wenn's dein Ernſt iſt. Hab' ſchon viel geſehen

auf der Welt, auch viel Leute gefunden, die gern reich werden wollten, daß aber Jemand gern arm werden will, das iſt mir noch nicht vorgekommen. Wird dir ſchlecht ſchmecken mit deinen ſeidnen Händchen und deinem ſüßen Fräßchen!"

Aber die Ritterfrau hatte ſchon begonnen ſich auszuziehen und ſah dabei ſo ernſt und ſo traurig aus, daß die Alte wohl merkte, daß ſie keinen Scherz treibe. Sie reichte ihr alſo Rock und Mantel hin, half ihr ſie anlegen und fragte dann:

„Was willſt du nun thun, mein blankes Töchterchen?"

„Betteln, Mutter!" antwortete die Ritterfrau.

„Betteln? Nun, gräme dich nicht darum, das iſt keine Schande. An der Himmelsthür wird's auch mancher thun müſſen, der's hier unten nicht gelernt hat. — Aber das Bettellied will ich dich erſt noch lehren:

„Betteln und lungern,
Durſten und hungern
Immerdar, alle Zeit
Müſſen wir Bettelleut'!

„Habt ihr was, ſchenkt mir was,
Ach nur ein Häppchen!
Brot in den Bettelſack,
Suppe in's Näpfchen! —

„Lederne Ranzen,
Röcke mit Franzen
Tragen wir Bettelleut'!
— Was man erbettelt hat,
Wird verjuchheit!

„Nicht wahr, ein hübſches Lied?" ſagte die Alte. Damit warf ſie ſich die ſeidnen Kleider um, ſprang in den Buſch und war bald verſchwunden.

Die Ritterfrau aber wanderte durch den Wald, und nach einiger Zeit begegnete ihr ein Bauer, der war ausgegangen eine Magd zu ſuchen, denn es war um die Ernte und Leutenoth. Da blieb die Ritterfrau ſtehen, hielt die Hand hin und ſagte: „Habt ihr was, ſchenkt mir was, ach nur ein Häppchen!" Aber die anderen Verſe ſagte ſie nicht, weil ſie ihr nicht gefielen. Der Bauer ſah ſich die Frau an, und da er fand, daß ſie trotz ihrer Lumpen ſchmuck und geſund war, fragte er ſie, ob ſie nicht bei ihm Magd werden wolle.

„Ich ſchenke dir zu Oſtern einen Kuchen, zu Martini eine Gans und zu Weihnachten einen Thaler und ein neues Kleid. Biſt du damit zufrieden?"

„Nein," erwiderte die Ritterfrau, „ich muß betteln gehen, der liebe Gott will es ſo haben."

Darüber wurde der Bauer zornig, schimpfte und schmähte und sagte höhnisch:

„Der liebe Gott will's so haben? he? Du hast wohl mit ihm zu Mittag gegessen? Was? Linsen mit Bratwürsten, nicht wahr? Oder bist du vielleicht seine Muhme, daß du so genau weißt, was er will? Eine faule Haut bist du. Gut für den Knüttel, zu schlecht für den Büttel!" Darauf ging er seiner Wege, ließ sie stehen und gab ihr nichts. Da merkte die Ritterfrau wohl, daß das Betteln schwer sei.

Sie ging jedoch weiter, und nach abermals einiger Zeit kam sie an eine Stelle, wo die Straße sich theilte und zwei Steine standen. Auf dem einen saß ein Bettler mit einer Krücke. Da sie nun müde geworden war, gedachte sie sich eine kurze Zeit auf den leeren Stein zu setzen, um auszuruhen. Kaum hatte sie jedoch dies gethan, als der Bettler mit der Krücke nach ihr schlug und ihr zurief:

„Mach, daß du fortkommst, du liederliche Liese! Willst du mir mit deinen Lumpen und deinem zuckersüßen Gesicht die Kundschaft abzwicken? Die Ecke hier habe ich gepachtet. Mach flink, sonst sollst du sehen, was mein Krückholz für ein schöner Fiedelbogen ist, und dein Rücken für eine närrische Geige!"

Da seufzte die Ritterfrau, stand auf und ging so weit als sie die Füße tragen wollten. Endlich kam sie

in eine große, fremde Stadt. Hier blieb ſie, ſetzte ſich an den Kirchweg, und bettelte; und Nachts ſchlief ſie auf den Kirchenſtufen. So lebte ſie tagaus tagein, und es ſchenkte ihr der Eine einen Pfennig und der Andere einen Heller; manche aber auch gaben ihr nichts oder ſchimpften gar, wie es der Bauer gethan hatte. Es ging aber ſehr langſam mit den hundert Goldgulden. Denn als ſie dreiviertel Jahre gebettelt hatte, hatte ſie erſt einen Gulden erſpart. Und genau wie der erſte Gulden voll war, gebar ſie einen wunderſchönen Knaben, den nannte ſie „Docherlöſt", weil ſie hoffte, daß ſie ihren Mann doch noch erlöſen würde. Sie riß ſich von ihrem Mantel unten einen Streifen ab, eine gute Elle breit, ſo daß der Mantel nur noch bis an die Kniee reichte, wickelte das Kind hinein, nahm es auf den Schooß und bettelte weiter. Und wenn das Kind nicht ſchlafen wollte, wiegte ſie es und ſang:

„Schlaf ein auf meinem Schooße,
Du armes Bettelkind,
Dein Vater wohnt im Schloſſe —
Und draußen weht der Wind.

Er geht in Sammt und Seide
Trinkt Wein, ißt weißes Brot,
Und ſäh' er ſo uns beide,
So härmt' er ſich zu Tod.

Er braucht ſich nicht zu härmen,
Du liegſt ja weich und warm;
Er iſt ja noch viel ärmer,
Daß Gott ſich ſein erbarm!"

Da blieben oft die Leute ſtehen und beſahen ſich die arme junge Bettelfrau mit dem wunderſchönen Kinde und ſchenkten ihr mehr wie früher. Sie aber war getroſt und weinte nicht mehr, denn ſie wußte, daß ſie ihren Mann gewiß erlöſen würde, wenn ſie nur ausharrte. —

Als aber die Frau nicht wieder zurückkehrte, ward der Ritter auf ſeinem Schloſſe tief betrübt, denn er ſagte ſich: Sie hat alles gemerkt und dich deshalb verlaſſen. Er ging zuerſt in den Wald zu dem Eremiten, um zu hören, ob ſie in der Kapelle geweſen ſei und dort gebetet habe. Aber der Eremit war ſehr kurz angebunden und ſtreng gegen ihn und ſagte:

„Haſt du nicht in Saus und Braus gelebt? Biſt du nicht ſtolz und hart gegen die Armen geweſen? Hat dich nicht der liebe Gott zur Strafe verroſten laſſen? Deine Frau hat ganz recht gethan, wenn ſie dich verließ. Man muß nicht einen guten und einen faulen Apfel in einen Kaſten legen, ſonſt wird der gute auch faul!"

Da ſetzte ſich der Ritter auf die Erde, nahm den Helm ab und weinte bitterlich.

Als der Eremit dies gewahr wurde, ward er freundlicher und ſprach: „Da ich ſehe, daß dein Herz noch nicht mitverroſtet iſt, ſo will ich dir rathen: thue Gutes und gehe in alle Kirchen, ſo wirſt du deine Frau wiederfinden.“

Da verließ der Ritter ſein Schloß und ritt in alle Welt. Wo er Arme fand, ſchenkte er ihnen etwas, und wenn er eine Kirche ſah, ging er hinein und betete. Aber ſeine Frau fand er nicht. So war faſt ein Jahr vergangen, da kam er auch in die Stadt, wo ſeine Frau am Kirchweg ſaß und bettelte, und ſein erſter Weg war in die Kirche. Schon von Weitem erkannte ihn die Frau, denn er war groß und ſtattlich und trug einen goldnen Helm mit einer Geierklaue auf dem Knauf, der weithin leuchtete. Da erſchrak ſie, denn ſie hatte erſt zwei Goldgulden zuſammen, ſo daß ſie ihn noch nicht erlöſen konnte. Sie zog ſich den Mantel tief über den Kopf, damit er ſie nicht erkennen ſollte, und kauerte ſich ſo eng zuſammen als ſie irgend konnte, damit er nicht ihre ſchneeweißen Füße ſähe; denn der Mantel ging ihr nur bis an die Kniee, ſeit ſie den Streifen für das Kind abgeriſſen hatte. Als aber der Ritter an ihr vorbeiſchritt, hörte er ſie leiſe ſchluchzen, und als er ihren zerlumpten und geflickten Mantel ſah und das wunderſchöne Kind

auf ihrem Schooß, welches ebenfalls nur in Lumpen gewickelt war, that es ihm in der Seele weh. Er trat an ſie heran und fragte ſie, was ihr fehle. Doch die Frau antwortete nicht und ſchluchzte nur noch mehr, ſo ſehr ſie ſich auch Mühe gab, es zu verbeißen. Da zog der Ritter ſeine Geldtaſche hervor, in der viel mehr waren, als hundert Goldgulden, legte ſie ihr auf den Schooß, und ſagte: „Ich gebe dir alles, was ich noch habe, und ſollte ich mich nach Hauſe betteln.“

Da fiel der Frau, ohne daß ſie es wollte, der Mantel vom Kopf herunter, und der Ritter ſah, daß es ſein eigenes, angetrautes Eheweib war, der er das Geld geſchenkt hatte. Trotz der Lumpen fiel er ihr um den Hals und küßte ſie, und als er vernahm, daß das Kind ſein Sohn ſei, herzte und küßte er es auch. Doch die Frau nahm ihren Mann, den Ritter, an der Hand, führte ihn in die Kirche und legte das Geld auf das Kirchbecken. Dann ſagte ſie: „Ich wollte dich erlöſen, aber du haſt dich ſelbſt erlöſt.“

Und ſo war es auch; denn als der Ritter aus der Kirche trat, war der Fluch gehoben und der Roſt, der ſeine ganze linke Seite bedeckte, verſchwunden. Er hob ſeine Frau mit dem Kinde auf ſein Pferd, ging ſelbſt zu Fuß daneben und zog mit ihr zurück in ſein Schloß, wo

er lange Jahre glücklich mit ihr lebte und so viel Gutes that, daß ihn alle Leute lobten.

Die Bettlerlumpen aber, die seine Frau getragen hatte, hing er in einen kostbaren Schrein, und jeden Morgen, wenn er aufgestanden war, ging er an den Schrein, besah sich die Lumpen und sagte: „Das ist meine Morgenandacht, die nimmt mir der liebe Gott nicht übel, denn er weiß, wie ich's meine, und ich gehe nachher doch noch in die Kirche."

6.

Von der Königin, die keine Pfeffernüſſe backen, und dem König, der nicht das Brummeiſen ſpielen konnte.

Der König von Macronien, der ſich ſchon ſeit einiger Zeit gerade in ſeinen beſten Jahren befand, war eben aufgeſtanden und ſaß unangezogen auf dem Stuhl neben dem Bett. Vor ihm ſtand ſein Hausminiſter und hielt ihm die Strümpfe hin, von denen der eine ein großes Loch an der Ferſe hatte. Aber obwohl er den Strumpf mit großer Sorgfalt ſo gedreht hatte, daß der König das Loch nicht merken ſollte, und obſchon der König ſonſt mehr auf hübſche Stiefeln als auf ganze Strümpfe zu achten pflegte, war das Loch dem königlichen Scharfblicke diesmal doch nicht entgangen. Entſetzt nahm er dem Miniſter den Strumpf aus der Hand, fuhr mit dem Zeigefinger durch das Loch, ſo daß er bis zum Knöchel herausguckte, und ſagte dann ſeufzend:

„Was hilft mir's, daß ich König bin, wenn ich keine Königin habe! Was meinſt du, wenn ich mir eine Frau nähme?"

„Majeſtät," antwortete der Miniſter, „das iſt ein ſüblimer Gedanke; ein Gedanke, der gewiß auch mir ganz unterthänigſt aufgeſtiegen wäre, wenn ich nicht gefühlt hätte, daß ihn Ew. Majeſtät jedenfalls heute ſelbſt noch zu äußern geruhen würden!"

„Schön!" erwiderte der König, „aber glaubſt du, daß ich ſo leicht eine Frau finden werde, die für mich paßt?"

„Pah!" ſagte der Miniſter. „Zehn für eine!"

„Vergiß nicht, daß ich große Anſprüche mache. Wenn mir eine Prinzeſſin gefallen ſoll, muß ſie klug und ſchön ſein! Und dann iſt noch ein Punkt, auf den ich ganz beſonderes Gewicht lege: du weißt, wie gern ich Pfeffernüſſe eſſe. In meinem ganzen Reiche iſt kein einziger Menſch, der ſie zu backen verſteht, wenigſtens richtig zu backen, nicht zu hart und nicht zu weich, ſondern gerade knusprig: ſie muß durchaus Pfeffernüſſe backen können!"

Als der Miniſter dies hörte, bekam er einen heftigen Schreck. Doch ſammelte er ſich raſch wieder und entgegnete: „Ein König wie Ew. Majeſtät werden ohne Zweifel auch eine Prinzeſſin finden, die Pfeffernüſſe zu backen verſteht."

„Nun, dann wollen wir uns zusammen umsehen!“ versetzte der König; und noch an demselben Tage begann er in Begleitung des Ministers die Rundreise zu denjenigen seiner verschiedenen Nachbarn, von denen er wußte, daß sie Prinzessinnen zu vergeben hatten. Aber es fanden sich nur drei Prinzessinnen, die gleichzeitig so schön und klug waren, daß sie dem Könige gefielen, und von diesen konnte Keine Pfeffernüsse backen.

„Pfeffernüsse kann ich freilich nicht backen,“ sagte die erste Prinzessin, als der König sie danach fragte, „aber hübsche, kleine Mandelkuchen. Bist du damit nicht zufrieden? „Nein!“ erwiderte der König, „es müssen partout Pfeffernüsse sein!“

Die zweite Prinzessin, als er die nämliche Frage an sie richtete, schnalzte mit der Zunge und sagte ärgerlich: „Laßt mich mit euren Albernheiten zufrieden! Prinzessinnen, welche Pfeffernüsse backen können, giebt es nicht.“

Am schlimmsten ging es aber dem König bei der dritten, obwohl sie die schönste und klügste war. Denn sie ließ ihn gar nicht bis zu seiner Frage kommen, sondern ehe er sie noch hatte thun können, fragte sie selbst, ob er wohl auch das Brummeisen zu spielen verstünde? Und als er dies verneinte, gab sie ihm einen Korb und meinte, es thue ihr herzlich leid. Er gefalle ihr sonst

ganz gut; aber ſie höre das Brummeiſen für ihr Leben gern, und habe ſich vorgenommen, keinen Mann zu nehmen, der es nicht ſpielen könne.

Da fuhr der König mit dem Miniſter wieder nach Haus, und als er aus dem Wagen ſtieg, ſagte er recht niedergeſchlagen: „Das wäre alſo nichts geweſen!“

Aber ein König muß durchaus eine Königin haben, und nach längerer Zeit ließ er daher den Miniſter noch einmal zu ſich kommen und eröffnete ihm, er habe es aufgegeben, eine Frau zu finden, die Pfeffernüſſe backen könne, und beſchloſſen, die Prinzeſſin zu heirathen, welche ſie damals zuerſt beſucht hätten. „Es iſt die, welche die kleinen Mandelkuchen zu backen verſteht,“ fügte er hinzu. „Gehe hin und frage, ob ſie meine Frau werden will.“

Am nächſten Tage kam der Miniſter zurück und erzählte, daß die Prinzeſſin nicht mehr zu haben ſei. Sie hätte den König aus dem Lande, wo die Kapern wachſen, geheirathet.

„Nun, dann gehe zur zweiten Prinzeſſin!“ Allein der Miniſter kam auch dieſes Mal wieder unverrichteter Dinge zu Hauſe: Der alte König habe geſagt, er bedaure unendlich, aber ſeine Tochter ſei leider geſtorben, und ſo könne er ſie ihm nicht geben.

Da beſann ſich der König lange; weil er aber durchaus eine Königin haben wollte, ſo befahl er dem Miniſter, er ſolle doch auch noch einmal zur dritten Prinzeſſin gehen, vielleicht habe ſie ſich inzwiſchen anders beſonnen. Und der Miniſter mußte gehorchen, obgleich er ſehr wenig Luſt verſpürte und obſchon ihm auch ſeine Frau ſagte, daß es gewiß recht unnütz wäre. Der König aber wartete ängſtlich auf ſeine Rückkunft. Denn er gedachte der Frage wegen des Brummeiſens, und die Erinnerung daran war ihm ärgerlich.

Die dritte Prinzeſſin jedoch empfing den Miniſter ſehr freundlich und ſagte zu ihm, eigentlich hätte ſie ſich ganz beſtimmt vorgenommen, nur einen Mann zu nehmen, der das Brummeiſen zu ſpielen verſtünde. Aber Träume ſeien Schäume, und beſonders Jugendträume! Sie ſähe ein, daß ſich ihr Wunſch nicht erfüllen ließe, und da der König ihr ſonſt ſehr gut gefalle, ſo wolle ſie ihn ſchon zum Manne nehmen.

Da fuhr der Miniſter zurück, was die Pferde jagen wollten, und der König umarmte ihn und gab ihm den großen Schranzenorden mit Brettern, den Orden am Hals und die Bretter noch höher zu tragen. Bunte Fahnen wurden in der Stadt ausgehangen, Guirlanden von einem Haus zum andern quer über die Straßen

gezogen und die Hochzeit ſo herrlich gefeiert, daß die Leute vierzehn Tage von weiter nichts ſprachen.

Der König und die junge Königin aber lebten in Luſt und Freude ein ganzes Jahr lang. Der König hatte die Pfeffernüſſe und die Königin das Brummeiſen gänzlich vergeſſen.

Eines Tages jedoch ſtand der König früh mit dem falſchen Beine zuerſt aus dem Bette auf, und Alles ging verkehrt. Es regnete den ganzen Tag; der Reichsapfel fiel hin, und das kleine Kreuz, was oben drauf iſt, brach ab; dann kam der Hofmaler und brachte die neue Karte vom Königreiche, und als der König ſie beſah, war das Land roth angeſtrichen ſtatt blau, wie er befohlen; und endlich, die Königin hatte Kopfſchmerzen.

Da geſchah es, daß das Ehepaar ſich zum erſten Male zankte; warum, wußten ſie am anderen Morgen ſelbſt nicht mehr, oder wenn ſie es wußten, wollten ſie es wenigſtens nicht ſagen. Kurz, der König war brummig und die Königin ſchnippiſch und behielt ſtets das letzte Wort. Nachdem ſie ſich beide lange Zeit hin und her geſtritten, zuckte die Königin endlich verächtlich mit den Achſeln und ſagte:

„Ich dächte, du wäreſt nun endlich ſtill und hörteſt auf, alles zu tadeln, was dir vor die Augen kommt!

Du ſelbſt kannſt ja nicht einmal das Brummeiſen ſpielen."

Aber kaum war ihr dies noch entſchlüpft, als der König ihr ſchon in's Wort fiel und giftig antwortete: „Und du kannſt nicht einmal Pfeffernüſſe backen!"

Da blieb die Königin zum erſten Male die Antwort ſchuldig und wurde ganz ſtill, und beide gingen ohne weiter ein Wort zu wechſeln auseinander, jedes in ſeine Stube. Hier ſetzte ſich die Königin in die Sophaecke und weinte und dachte: „Was du doch für eine thörichte Frau biſt! Wo haſt du nur deinen Verſtand gehabt? Dümmer hätteſt du es gar nicht anfangen können!"

Der König aber ging in ſeinem Zimmer auf und ab, rieb ſich die Hände und ſagte: „Es iſt doch ein wahres Glück, daß meine Frau keine Pfeffernüſſe backen kann! Was hätte ich ihr ſonſt erwidern ſollen, als ſie mir vorwarf, daß ich das Brummeiſen nicht zu ſpielen verſtünde?!"

Nachdem er dies wenigſtens drei- oder viermal wiederholt hatte, wurde er immer vergnügter. Er fing an ſeine Lieblingsmelodie zu pfeifen, beſah ſich dann das große Bild der Königin, welches in ſeinem Zimmer hing, ſtieg auf einen Stuhl, um mit dem Taſchentuch einen Spinnenfaden abzuwiſchen, der der Königin gerade über die Naſe herabhing, und ſagte endlich:

„Sie hat ſich gewiß recht geärgert, die gute, kleine Frau! Ich werde einmal ſehen, was ſie macht!“

Damit ging er zur Thür hinaus auf den langen Gang, auf welchen alle Zimmer mündeten. Weil aber an dieſem Tage alles verkehrt ging, ſo hatte der Kammerdiener vergeſſen die Lampen anzuzünden, obgleich es ſchon acht Uhr Abends und ſtockdunkel war.

Daher ſtreckte der König die Hände vor ſich, um ſich nicht zu ſtoßen, und tappte vorſichtig an der Wand hin. Plötzlich fühlte er etwas Weiches. „Wer iſt da?“ fragte er.

„Ich bin es,“ antwortete die Königin.

„Was ſuchſt du, mein Schatz?“

„Ich wollte dich um Verzeihung bitten,“ erwiderte die Königin, „weil ich dich ſo gekränkt habe.“

„Das brauchſt du gar nicht!“ ſagte der König und fiel ihr um den Hals. „Ich habe mehr Schuld als du, und längſt alles vergeſſen. Aber, weißt du, zwei Worte wollen wir in unſerem Königreiche bei Todesſtrafe verbieten laſſen, Brummeiſen und —

„Und Pfeffernüſſe,“ fiel die Königin lachend ein, indem ſie ſich heimlich noch ein paar Thränen aus den Augen wiſchte — und damit hat die Geſchichte ein Ende. —

7.

Der Wunſchring.

Ein junger Bauer, mit dem es in der Wirthſchaft nicht recht vorwärts gehen wollte, ſaß auf ſeinem Pfluge und ruhte einen Augenblick aus, um ſich den Schweiß vom Angeſichte zu wiſchen. Da kam eine alte Hexe vorbeigeſchlichen und rief ihm zu: „Was plagſt du dich und bringſt's doch zu nichts? Geh' zwei Tage lang gerade aus, bis du an eine große Tanne kommſt, die frei im Walde ſteht und alle anderen Bäume überragt. Wenn du ſie umſchlägſt, iſt dein Glück gemacht.“

Der Bauer ließ ſich das nicht zweimal ſagen, nahm ſein Beil und machte ſich auf den Weg. Nach zwei Tagen fand er die Tanne. Er ging ſofort daran, ſie zu fällen, und in dem Augenblicke, wo ſie umſtürzte und mit Gewalt auf den Boden ſchlug, fiel aus ihrem höchſten Wipfel ein Neſt mit zwei Eiern heraus. Die Eier rollten auf den Boden und zerbrachen, und wie ſie

zerbrachen, kam aus dem einen Ei ein junger Adler heraus, und aus dem andern fiel ein kleiner goldner Ring. Der Adler wuchs zusehends, bis er wohl halbe Mannshöhe hatte, schüttelte seine Flügel, als wollte er sie probiren, erhob sich etwas über die Erde und rief dann:

„Du hast mich erlöst! Nimm zum Dank den Ring, der in dem anderen Ei gewesen ist! Es ist ein Wunschring. Wenn du ihn am Finger umdrehst und dabei einen Wunsch aussprichst, wird er alsbald in Erfüllung gehen. Aber es ist nur ein einziger Wunsch im Ring. Ist der gethan, so hat der Ring alle weitere Kraft verloren, und ist nur wie ein gewöhnlicher Ring. Darum überlege dir wohl, was du dir wünschst, auf daß es dich nicht nachher gereue."

Darauf erhob sich der Adler hoch in die Luft, schwebte lange noch in großen Kreisen über dem Haupte des Bauers und schoß dann wie ein Pfeil nach Morgen.

Der Bauer nahm den Ring, steckte ihn an den Finger und begab sich auf den Heimweg. Als es Abend war, langte er in einer Stadt an; da stand der Goldschmied im Laden und hatte viel köstliche Ringe feil. Da zeigte ihm der Bauer seinen Ring und fragte ihn, was er wohl werth wäre. „Einen Pappenstiel!" versetzte der Goldschmied. Da lachte der Bauer laut auf und

erzählte ihm, daß es ein Wunschring sei und mehr werth als alle Ringe zusammen, die Jener feil hielte. Doch der Goldschmied war ein falscher, ränkevoller Mann. Er lud den Bauer ein, über Nacht bei ihm zu bleiben, und sagte: „Einen Mann, wie dich, mit solchem Kleinode zu beherbergen, bringt Glück; bleibe bei mir!", bewirthete ihn auf's Schönste mit Wein und glatten Worten, und als er Nachts schlief, zog er ihm unbemerkt den Ring vom Finger und steckte ihm statt dessen einen ganz gleichen, gewöhnlichen Ring an.

Am nächsten Morgen konnte es der Goldschmied kaum erwarten, daß der Bauer aufbräche. Er weckte ihn schon in der früheſten Morgenstunde und sprach: „Du hast noch einen weiten Weg vor dir. Es ist besser, wenn du dich früh aufmachst."

Sobald der Bauer fort war, ging er eiligst in seine Stube, schloß die Läden, damit Niemand etwas sähe, riegelte dann auch noch die Thüre hinter sich zu, stellte sich mitten in die Stube, drehte den Ring um und rief: „Ich will gleich hunderttausend Thaler haben."

Kaum hatte er dies ausgesprochen, so fing es an Thaler zu regnen, harte, blanke Thaler, als wenn es mit Mulden gösse, und die Thaler schlugen ihm auf Kopf, Schultern und Arme. Er fing an kläglich zu

ſchreien und wollte zur Thüre ſpringen, doch ehe er ſie erreichen und aufriegeln konnte, ſtürzte er, am ganzen Leibe blutend, zu Boden. Aber das Thalerregnen nahm kein Ende, und bald brach von der Laſt die Diele zuſammen, und der Goldſchmied mitſammt dem Gelde ſtürzte in den tiefen Keller. Darauf regnete es immer weiter, bis die Hunderttauſend voll waren, und zuletzt lag der Goldſchmied todt im Keller und auf ihm das viele Geld. Von dem Lärm kamen die Nachbarn herbeigeeilt, und als ſie den Goldſchmied todt unter dem Gelde liegen fanden, ſprachen ſie: „Es iſt doch ein großes Unglück, wenn der Segen ſo knüppeldick kommt.“ Darauf kamen auch die Erben und theilten.

Unterdeß ging der Bauer vergnügt nach Hauſe und zeigte ſeiner Frau den Ring. „Nun kann es uns gar nicht fehlen, liebe Frau,“ ſagte er. „Unſer Glück iſt gemacht. Wir wollen uns nur recht überlegen, was wir uns wünſchen wollen.“

Doch die Frau wußte gleich guten Rath. „Was meinſt du,“ ſagte ſie, „wenn wir uns noch etwas Acker wünſchten? Wir haben gar ſo wenig. Da reicht ſo ein Zwickel gerade zwiſchen unſere Aecker hinein; den wollen wir uns wünſchen.“

„Das wäre der Mühe werth,“ erwiderte der Mann. „Wenn wir ein Jahr lang tüchtig arbeiten und etwas

Glück haben, können wir ihn uns vielleicht kaufen.“ Darauf arbeiteten Mann und Frau ein Jahr lang mit aller Anſtrengung, und bei der Ernte hatte es noch nie ſo geſchüttet wie dieſes Mal, ſo daß ſie ſich den Zwickel kaufen konnten und noch ein Stück Geld übrig blieb. „Siehſt du!“ ſagte der Mann, „wir haben den Zwickel, und der Wunſch iſt immer noch frei.“

Da meinte die Frau, es wäre wohl gut, wenn ſie ſich noch eine Kuh wünſchten und ein Pferd dazu. „Frau,“ entgegnete abermals der Mann, indem er mit dem übrig gebliebenen Gelde in der Hoſentaſche klapperte, „was wollen wir wegen ſolch einer Lumperei unſern Wunſch vergeben. Die Kuh und das Pferd kriegen wir auch ſo.“

Und richtig, nach abermals einem Jahre waren die Kuh und das Pferd reichlich verdient. Da rieb ſich der Mann vergnügt die Hände und ſagte: „Wieder ein Jahr den Wunſch geſpart und doch Alles bekommen, was man ſich wünſchte. Was wir für ein Glück haben!“ Doch die Frau redete ihrem Manne ernſthaft zu, endlich einmal an den Wunſch zu gehen.

„Ich kenne dich gar nicht wieder,“ verſetzte ſie ärgerlich. „Früher haſt du immer geklagt und gebarmt und dir alles Mögliche gewünſcht, und jetzt, wo du's haben kannſt, wie du's willſt, plagſt und ſchindeſt du dich, biſt

mit Allem zufrieden und läßt die schönsten Jahre vergehen. König, Kaiser, Graf, ein großer, dicker Bauer könntest du sein, alle Truhen voll Geld haben -- und kannst dich nicht entschließen, was du wählen willst."

„Laß doch dein ewiges Drängen und Treiben," erwiderte der Bauer. „Wir sind beide noch jung, und das Leben ist lang. Ein Wunsch ist nur in dem Ringe, und der ist bald verthan. Wer weiß, was uns noch einmal zustößt, wo wir den Ring brauchen. Fehlt es uns denn an Etwas? Sind wir nicht, seit wir den Ring haben, schon so herauf gekommen, daß sich alle Welt wundert? Also sei verständig. Du kannst dir ja mittlererweile immer überlegen, was wir uns wünschen könnten."

Damit hatte die Sache vorläufig ein Ende. Und es war wirklich, als wenn mit dem Ringe der volle Segen in's Haus gekommen wäre, denn Scheuern und Kammern wurden von Jahr zu Jahr voller und voller, und nach einer längeren Reihe von Jahren war aus dem kleinen armen Bauer ein großer, dicker Bauer geworden, der den Tag über mit den Knechten schaffte und arbeitete, als wollte er die ganze Welt verdienen, nach der Vesper aber behäbig und zufrieden vor der Hausthüre saß und sich von den Leuten guten Abend wünschen ließ.

So verging Jahr um Jahr. Dann und wann, wenn sie ganz allein waren und Niemand es hörte, erinnerte zwar die Frau ihren Mann immer noch an den Ring und machte ihm allerhand Vorschläge. Da er aber jedes Mal erwiderte, es habe noch vollauf Zeit, und das Beste falle Einem stets zuletzt ein, so that sie es immer seltener, und zuletzt kam es kaum noch vor, daß auch nur von dem Ringe gesprochen wurde. Zwar der Bauer selbst drehte den Ring täglich wohl zwanzig Mal am Finger um und besah sich ihn, aber er hütete sich, einen Wunsch dabei auszusprechen.

Und dreißig und vierzig Jahre vergingen, und der Bauer und seine Frau waren alt und schneeweiß geworden, der Wunsch aber war immer noch nicht gethan. Da erwies ihnen Gott eine Gnade und ließ sie beide in einer Nacht selig sterben.

Kinder und Kindeskinder standen um ihre beiden Särge und weinten, und als Eins von ihnen den Ring abziehen und aufheben wollte, sagte der älteste Sohn:

„Laßt den Vater seinen Ring mit in's Grab nehmen. Er hat sein Lebtag seine Heimlichkeit mit ihm gehabt. Es ist wohl ein liebes Andenken. Und die Mutter besah sich den Ring auch so oft; am Ende hat sie ihn dem Vater in ihren jungen Tagen geschenkt."

So wurde denn der alte Bauer mit dem Ringe begraben, der ein Wunſchring ſein ſollte und keiner war, und doch ſo viel Glück in's Haus gebracht hatte, als ein Menſch ſich nur wünſchen kann. Denn es iſt eine eigene Sache mit dem, was richtig und was falſch iſt; und ſchlecht Ding in guter Hand iſt immer noch ſehr viel mehr werth, wie gut Ding in ſchlechter. —

8.

Die drei Schweſtern mit den gläſernen Herzen.

Es giebt Menſchen mit gläſernen Herzen. Wenn man leiſe daran rührt, klingen ſie ſo fein wie ſilberne Glocken. Stößt man jedoch derb daran, ſo gehen ſie entzwei.

Da war nun auch ein Königspaar, das beſaß drei Töchter, und alle drei hatten gläſerne Herzen. „Kinder," ſagte die Königin, „nehmt euch mit eueren Herzen in Acht, ſie ſind eine zerbrechliche Waare!" Und ſie thaten es auch.

Eines Tages jedoch lehnte ſich die älteſte Schweſter zum Fenſter hinaus über die Brüſtung und ſah hinab in den Garten, wie die Bienen und Schmetterlinge um die Levkojen flogen. Dabei drückte ſie ſich ihr Herz: kling, ging es, wie wenn etwas zerſpringt, und ſie fiel hin und war todt.

Wieder nach einiger Zeit trank die zweite Tochter eine Taſſe zu heißen Kaffee. Da gab es abermals einen Klang, wie wenn ein Glas ſpringt, nur etwas feiner wie das erſte Mal, und auch ſie fiel um. Da hob

sie ihre Mutter auf und besah sie, merkte aber bald zu ihrer Freude, daß sie nicht todt war, sondern daß ihr Herz nur einen Sprung bekommen hatte, jedoch noch hielt.

„Was sollen wir nun mit unserer Tochter anfangen?“ rathschlagten der König und die Königin. „Sie hat einen Sprung im Herzen, und wenn er auch nur fein ist, so wird es doch leicht ganz entzwei gehen. Wir müssen sie sehr in Acht nehmen.“

Aber die Prinzessin sagte, „Laßt mich nur! Manchmal hält das, was einen Sprung bekommen hat, nachher gerade noch recht lange!“ —

Indessen war die jüngste Königstochter auch groß geworden, und so schön, gut und verständig, daß von allen Seiten Königssöhne herbeiströmten und um sie freiten. Doch der alte König war durch Schaden klug geworden und sagte: „Ich habe nur noch eine ganze Tochter, und auch die hat ein gläsernes Herz. Soll ich sie Jemandem geben, so muß es ein König sein, der zugleich Glaser ist und mit so zerbrechlicher Waare umzugehen versteht.“ Allein es war unter den vielen Freiern nicht einer, der sich gleichzeitig auf die Glaserei gelegt hätte, und so mußten sie alle wieder abziehen. —

Da war nun unter den Edelknaben im Schloß des Königs einer, der war beinahe fertig. Wenn er noch

dreimal der jüngſten Königstochter die Schleppe getragen hatte, ſo war er Edelmann. Dann gratulirte ihm der König und ſagte ihm: „Du biſt nun fertig und Edelmann. Ich danke dir. Du kannſt gehen.“

Als er nun das erſte Mal der Prinzeſſin die Schleppe trug, ſah er, daß ſie einen ganz königlichen Gang hatte. Als er ſie ihr das zweite Mal trug, ſagte die Prinzeſſin: „Laß einmal einen Augenblick die Schleppe los, gieb mir deine Hand und führe mich die Treppe hinauf, aber fein zierlich, wie es ſich für einen Edelknaben, der eine Königstochter führt, ſchickt.“ Als er dies that, ſah er, daß ſie auch eine ganz königliche Hand hatte. Sie aber merkte auch etwas; was es aber war, will ich erſt nachher ſagen. Endlich, als er ihr das dritte Mal die Schleppe trug, drehte ſich die Königstochter um und ſagte zu ihm: „Wie reizend du mir meine Schleppe trägſt! So reizend hat ſie mir noch Keiner getragen.“ Da merkte der Edelknabe, daß ſie auch eine ganz königliche Sprache führte. Damit war er nun aber fertig und Edelmann. Der König dankte und gratulirte ihm und ſagte, er könne nun gehen.

Als er ging, ſtand die Königstochter an der Gartenthüre und ſprach zu ihm: „Du haſt mir ſo reizend die Schleppe getragen, wie kein Anderer. Wenn du doch Glaſer und König wärſt!“

Darauf antwortete er, er wolle ſich alle Mühe geben, es zu werden; ſie möge nur auf ihn warten, er käme gewiß wieder.

Er ging alſo zu einem Glaſer und fragte ihn, ob er nicht einen Glaſerjungen gebrauchen könne. „Ja wohl,“ erwiderte dieſer, „aber du mußt vier Jahre bei mir lernen. Im erſten Jahre lernſt du die Semmeln vom Bäcker holen und die Kinder waſchen, kämmen und anziehen. Im zweiten lernſt du die Ritzen mit Kitt verſchmieren, im dritten Glas ſchneiden und einſetzen und im vierten wirſt du Meiſter.“

Darauf fragte er den Glaſer, ob er nicht von hinten anfangen könne, weil es dann doch ſchneller ginge. Indeß der Glaſer bedeutete ihn, daß ein ordentlicher Glaſer immer von vorn anfangen müſſe, ſonſt würde nichts Geſcheidtes daraus.

Damit gab er ſich zufrieden. Im erſten Jahre holte er alſo die Semmeln vom Bäcker, wuſch und kämmte die Kinder und zog ſie an. Im zweiten verſchmierte er die Ritzen mit Kitt, im dritten lernte er Glas ſchneiden und einſetzen und im vierten Jahre wurde er Meiſter. Darauf zog er ſich wieder ſeine Edelmannskleider an, nahm Abſchied von ſeinem Lehrherrn und überlegte ſich, wie er es anfinge, um nun auch noch König zu werden.

Während er so auf der Straße ganz in Gedanken versunken einherging und auf's Pflaster sah, trat ein Mann an ihn heran und fragte, ob er etwas verloren habe, daß er immer so auf die Erde sähe. Da erwiderte er: verloren habe er zwar nichts, aber suchen thäte er doch etwas, nämlich ein Königreich; und fragte ihn, ob er nicht wisse, was er zu beginnen habe, um König zu werden.

„Wenn du ein Glaser wärst, sagte der Mann, wüßte ich schon Rath."

„Ich bin ja gerade ein Glaser!", antwortete er, „und eben fertig geworden!"

Als er dies gesagt, erzählte ihm der Mann die Geschichte von den drei Schwestern mit den gläsernen Herzen, und wie der alte König durchaus seine Tochter nur einem Glaser vermählen wolle. „Anfangs," so sprach er, „war noch die Bedingung, daß der Glaser, der sie bekäme, auch noch ein König oder ein Königssohn sein müsse; weil sich aber Keiner finden will, der alles beides ist, Glaser und König zugleich, so hat er etwas nachgegeben, wie es der Klügste immer thun muß, und zwei andere Bedingungen gestellt. Glaser muß er freilich immer noch sein, dabei bleibt es!"

„Welches sind denn die beiden Bedingungen?" fragte der junge Edelmann.

„Er muß der Prinzessin gefallen und Sammtpatschen haben. Kommt nun ein Glaser, welcher der Prinzessin gefällt und auch Sammtpatschen hat, so will ihm der König seine Tochter geben, und ihn später, wenn er todt ist, zum König machen. Es sind nun auch schon eine Menge Glaser auf dem Schloß gewesen, aber der Prinzessin wollte keiner gefallen. Außerdem hatten sie auch alle keine Sammtpatschen, sondern grobe Hände, wie das von gewöhnlichen Glasern nicht anders zu erwarten ist.“

Als dies der junge Edelmann vernommen, ging er in das Schloß, entdeckte sich dem König, erinnerte ihn daran, wie er bei ihm Edelknabe gewesen sei, und erzählte ihm, daß er seiner Tochter zu Liebe Glaser geworden und sie nun gar gerne heirathen und nach seinem Tode König werden wolle.

Da ließ der König die Prinzessin rufen und fragte sie, ob der junge Edelmann ihr gefiele, und als sie dies bejahte, weil sie ihn gleich erkannte, sagte er dann weiter, er solle nun auch seine Handschuhe ausziehen und zeigen, ob er auch Sammtpatschen habe. Aber die Prinzessin meinte, dies sei ganz unnöthig, sie wisse es ganz genau, daß er wirklich Sammtpatschen habe. Sie hätte es schon damals gemerkt, als er sie die Treppe hinaufgeführt hätte.

So waren denn beide Bedingungen erfüllt, und da die Prinzeſſin einen Glaſer zum Mann bekam, und noch dazu einen mit Sammtpatſchen, ſo nahm er ihr Herz ſehr in Acht, und es hielt bis an ihr ſeliges Ende.

Die zweite Schweſter aber, welche ſchon den Sprung hatte, wurde die Tante und zwar die allerbeſte Tante der Welt. Dies verſicherten nicht blos die Kinder, welche der junge Edelmann und die Prinzeſſin zuſammen bekamen, ſondern auch alle anderen Leute. Die kleinen Prinzeſſinnen lehrte ſie leſen, beten und Puppenkleider machen; den Prinzen aber beſah ſie die Cenſuren. Wer eine gute Cenſur hatte, wurde ſehr gelobt und bekam etwas geſchenkt; hatte aber einmal einer eine ſchlechte Cenſur, dann gab ſie ihm einen Katzenkopf und ſprach: „Sage einmal, du ſauberer Prinz, was du dir eigentlich vorſtellſt? Was willſt du ſpäter einmal werden? Heraus mit der Sprache! Nun, wird's bald?"

Und wenn er dann ſchnuckſte und ſagte: „Kö-Kö-Kö-König!" lachte ſie und fragte: „König? Wohl König Midas? König Midas Hochgeboren mit zwei langen Eſelsohren!" Dann ſchämte ſich der, welcher die ſchlechte Cenſur bekommen hatte, gewaltig.

Und auch dieſe zweite Prinzeſſin wurde ſteinalt, obwohl ihr Herz einen Sprung hatte. Wenn ſich Jemand

darüber wunderte, ſagte ſie regelmäßig: „Was in der Jugend einen Sprung kriegt und geht nicht gleich entzwei, das hält nachher oft gerade noch recht lange.“ —

Und das iſt auch wahr. Denn meine Mutter hat auch ſo ein altes Sahnentöpfchen, weiß, mit kleinen bunten Blumenſträußchen beſäet, das hat einen Sprung, ſo lange ich denken kann, und hält immer noch; und ſeit es meine Mutter hat, ſind ſchon ſo viele neue Sahnentöpfchen gekauft und immer wieder zerbrochen worden, daß man ſie gar nicht zählen kann. —

9.

Eine Kindergeſchichte.

Der Kirchhof, auf dem die zwei kleinen Kinder ſpielten, von denen ich euch heute erzählen will, lag hoch oben auf dem grünen Bergeshange. Das Dörfchen, zu dem er gehörte, lag ſchon hoch genug über dem waldigen Thal, ſo daß die Wolken es oft verdeckten, wenn man unten auf dem blauen Fluſſe vorüberfuhr. Doch der Kirchhof lag noch höher über dem Dorfe, ſo daß ſeine vielen ſchwarzen Kreuze recht in den blauen Himmel hineinragten. Es war ziemlich mühſam für die Leute, ihre Verſtorbenen aus dem Dorfe nach dem Kirchhof zu tragen, denn der Weg war ſteil und ſteinig, bis man zu der grünen Matte kam, auf der der Kirchhof lag; doch ſie thaten es gern. Denn die Bergbewohner können es nicht im Thal aushalten; da wird es ihnen ſo dumpf und ängſtlich zu Muth, wie uns in einem tiefen Keller — und ihre Todten noch weniger. Hoch oben auf dem Berge müſſen ſie

begraben ſein, ſo daß ſie weit hinaus in's Land ſehen können, und hinunter in's Thal, wo die Schiffe fahren.

Ganz in der Ecke des Kirchhofes war ein verlaſſenes Grab. Es wuchs nur Gras auf ihm und in dem Graſe ganz verſteckt ein paar wilde weiße oder blaue Blümchen, die Niemand gepflanzt hatte. Denn in dem Grabe lag ein alter Hageſtolz, der weder Weib, noch Kind, noch ſonſt irgend Jemand hinterlaſſen hatte, der ſich um ihn bekümmerte. Aus fremdem Lande war er gekommen, woher, das wußte Keiner. Er war jeden Morgen auf die Kuppe des Berges geſtiegen und hatte dort ſtundenlang geſeſſen. Aber bald war er geſtorben und man hatte ihn begraben. Einen Namen hatte er ja ſicher gehabt; wie er aber gelautet, wußte ebenfalls Niemand, nicht einmal der Todtengräber. Im Kirchenbuche ſtanden nur drei Kreuze und dahinter „ein alter fremder Hageſtolz, geſtorben am ſo und ſo vielten, im Jahre des Herrn ſo und ſo.“ —

Das iſt nun freilich ſehr wenig; aber die zwei kleinen Kinder des Todtengräbers, von denen ich eben erzählen wollte, hatten das alte, verlaſſene Grab in der Kirchhofsecke ganz beſonders gern; denn es war ihnen erlaubt, auf ihm zu ſpielen und herumzutrampeln, ſo viel ſie Luſt hatten, während ſie die andern Gräber nicht anrühren

durften. Dieſe waren alle ſehr ſorgfältig im Stand gehalten; das Gras war friſch geſchoren und dicht wie Sammt, auch blühten allerhand Blumen auf ihnen, die der Todtengräber täglich mit großer Sorgfalt begoß, wozu er ſich das Waſſer mühſam aus dem Dorfbrunnen heraufſchleppen mußte. Auf vielen lagen auch Kränze und bunte Bänder.

„Trinchen," ſagte der kleine Knabe, der vor dem verlaſſenen Grabe kniete, indem er ſich wohlgefällig das Loch beſah, welches er in die Seitenwand des Grabes mit ſeinen kleinen Händen hineingegraben hatte, „Trinchen, unſer Haus iſt fertig. Ich habe es mit bunten Steinchen ausgepflaſtert und Blumenblätter darauf geſtreut. Ich bin der Vater und du biſt die Mutter. — Guten Morgen, Mutter, was machen unſre Kinder?"

„Hans," entgegnete die Kleine, „du mußt nicht ſo raſch ſpielen. Ich habe noch keine Kinder, aber ich werde gleich welche bekommen." Darauf lief ſie zwiſchen den Gräbern und Büſchen umher und kam, beide Hände mit Schnecken gefüllt, wieder:

„Höre, Vater, ich habe ſchon ſieben Kinder, ſieben wunderſchöne Schneckenkinder!"

„Dann wollen wir ſie gleich zu Bett bringen, denn es iſt ſchon ſpät."

Sie pflückten grüne Blätter ab, legten ſie in das Loch, die bunten Schneckenhäuſer darauf, und deckten jedes wieder mit einem grünen Blatte zu.

„Jetzt ſei einmal ſtill, Hänschen," rief das kleine Mädchen, „ich muß meine Kinder einſingen; das muß ich ganz allein machen. Der Vater ſingt nie mit. Du kannſt unterdeſſen noch auf die Arbeit gehen."

Und Hänschen lief fort, und Trinchen ſang mit ganz feiner Stimme:

„Schlaft mir allzuſammen ein,
Meine ſieben Kinderlein
In euren weichen Betten.
Schlummert ſüß und ſchlafet aus,
Steckt mir keins die Beinchen 'raus
Unter eurer Decke!"

Aber das eine Blatt begann ſich zu bewegen, und eine von den Schnecken ſteckte unter demſelben ihren Kopf mit den feinen Hörnern hervor. Da tippte die Kleine ſie mit dem Finger auf den Kopf und ſagte: „Warte, Guſtel, du biſt immer die Unartigſte! Heute früh haſt du dich ſchon nicht wollen kämmen laſſen. Willſt du gleich wieder in's Bett!" Und ſie ſang noch einmal:

„Schlummert ſüß und ſchlafet aus,
Steckt mir keins die Beinchen 'raus
Unter eurer Decke!

Seid ihr dann geſchlafen ein,
Fliegt ein Engel in's Zimmer 'rein,
Beſieht ſich alle ſieben:
Deine Kinder ſind alle weiß und roth,
Ein' ſchönen Gruß vom lieben Gott,
Ob ſie auch fromm geblieben?

Meine ſieben Kinder ſind alle fromm,
Sie woll'n gern in den Himmel komm'n,
Schön Dank für Milch und Wecken.
Bring wieder einen Gruß nach Haus:
Es ſtecke auch keins die Beinchen 'raus
Mehr unter ſeiner Decke."

Als ſie ausgeſungen hatte, waren die ſieben Schnecken wirklich alle eingeſchlafen, wenigſtens lagen ſie ganz ſtill, und da Hänschen immer noch nicht zurückkehrte, lief die Kleine noch einmal im Kirchhof umher und ſuchte neue Schnecken. Sie ſammelte eine große Zahl in ihrer Schürze und kehrte mit ihnen zum Grabe zurück. Da ſaß Hänschen und wartete.

„Vater," rief ſie ihm entgegen, „ich habe noch hundert Kinder gekriegt!"

„Höre, Frau," erwiderte der Kleine, „hundert Kinder ſind ſehr viel. Wir haben bloß einen Puppenteller und zwei Puppengabeln. Womit ſollen die Kinder eſſen? Hundert Kinder hat auch gar keine Mutter. Es giebt auch

nicht hundert Namen. Wie ſollen wir unſre Kinder taufen? Trag ſie wieder fort!"

„Nein, Hänschen," ſagte das kleine Mädchen, „hundert Kinder ſind ſehr hübſch. Ich brauche ſie alle." —

Indem kam die junge Frau des Todtengräbers mit zwei großen Butterbroten, denn die Vesperſtunde hatte geſchlagen. Sie küßte die beiden Kinder, hob ſie auf, ſetzte ſie auf das Grab und ſagte: „Nehmt eure neuen Schürzen hübſch in Acht." — Da ſaßen ſie nun ſtumm wie die Spatzen und aßen. —

Aber der alte Hageſtolz in ſeinem einſamen Grabe hatte Alles vernommen; denn die Todten hören Alles ſehr genau, was man an ihrem Grabe ſpricht. Er dachte an die Zeit, wo er noch ein kleiner Knabe geweſen war. Da hatte er auch ein kleines Mädchen gekannt, und ſie hatten zuſammen geſpielt, hatten Häuſer gebaut und waren Mann und Frau geweſen. Und dann dachte er an die ſpätere Zeit, wo er das kleine Mädchen noch einmal geſehen hatte, wie es ſchon erwachſen war. Nachher hatte er nie wieder etwas von ihm gehört, denn er war ſeine eigenen Wege gegangen, und die mußten wohl nicht ſehr ſchön geweſen ſein, denn je mehr er daran dachte, und je mehr oben auf ſeinem Grabe die Kinder ſchwatzten, um ſo trauriger wurde er. Er fing an zu weinen und

weinte immer mehr. Und als die Todtengräberfrau die Kinder auf ſein Grab ſetzte, und ſie ihm nun gerade auf der Bruſt ſaßen, weinte er noch viel mehr. Er verſuchte eine Arme auszuſtrecken, denn es war ihm ſo, als müſſe er die Kinder an ſein Herz drücken. Aber es ging nicht; denn auf ihm lagen ſechs Fuß Erde, und ſechs Fuß Erde wiegen ſchwer, ſehr ſchwer. Da weinte er noch mehr; und er weinte immer noch, als die Todtengräberfrau längſt die Kinder geholt und zu Bett gebracht hatte.

Als aber der Todtengräber am nächſten Morgen durch den Kirchhof ging, da war aus dem alten verlaſſenen Grabe eine Quelle entſprungen. Das waren die Thränen, die der alte Hageſtolz geweint hatte. Sie rieſelte hell aus dem Grabhügel hervor und kam gerade aus dem Loche, wo die beiden Kinder ihr kleines Häuschen hineingegraben hatten. Da freute ſich der Todtengräber, denn nun brauchte er das Waſſer zum Begießen der Blumen nicht mehr aus dem Dorfe den ſteilen Weg hinauf zu tragen. Er machte für die Quelle eine ordentliche Leitung und faßte ſie mit großen Steinen ein. Von jetzt an begoß er mit dem Waſſer der neuen Quelle alle Gräber auf dem Kirchhofe, und die Blumen auf ihnen blühten nun ſchöner wie je zuvor. Nur das Grab, worin der alte Hageſtolz lag, begoß er nicht, denn es war je

ein altes, verlaſſenes Grab, nach dem Niemand fragte. Trotzdem wuchſen aber auf ihm die wilden Bergblumen üppiger wie an jedem anderen Orte, und die beiden Kinder ſaßen oft an der Quelle, bauten Mühlen und ließen Papierkähnchen auf ihr ſchwimmen. —

10.

Sepp auf der Freite.

„Es iſt heute Kirchweih'," ſagte die alte Bauerfrau, die ſeit fünf Jahren gichtbrüchig im Bett lag, indem ſie ſich mühſam aufrichtete und mit ihren zitternden Händen ein großes Tuch um den Kopf band, welches ſie ſo oft wieder abnahm und umband, bis vorn mitten auf der Stirn eine große Schleife ſtand, wie vier Windmühlenflügel — „es iſt heute Kirchweih', Sepp, und du wirſt heute Abend wieder allein zu Tanze gehen, wie voriges Jahr und wie vorvoriges und wie immer. Haſt du mir nicht beſtimmt verſprochen, dir in dieſem Jahre eine Frau zu nehmen? Aber es wird wohl nichts werden ſo lange ich lebe, und nachher auch nichts. Wenn das dein Vater hätte erleben müſſen! Willſt du ein alter Hageſtolz werden? Weißt du nicht, was die Mädchen ſingen?:

„Klipper, klapper Hageſtolz,
Geh in' Wald und ſuch dir Holz,
Dürres Holz im grünen Wald,
Denn es wird im Winter kalt —
Jetzt iſt's noch gelinder.
Ob's auch brennt und ob's nicht rußt,
— Daß du nicht ſo frieren mußt —
Frag die Bettelkinder!"

Da antwortete der Sohn kleinlaut, daß die Mädchen im Dorf ihm alle gleich gut gefielen, und daß er nicht wiſſe, welches er wählen ſolle. „So geh in's Dorf," ſagte die Mutter, „achte genau darauf, was die Mädchen, von denen du glaubſt, daß ſie für dich paſſen, machen, und dann komm zurück und ſag mir's."

Und der Sepp ging. —

„Nun," rief die Mutter, als er wieder zurückkehrte, „wie war's? Wo biſt du geweſen?"

„Zuerſt bei der Urſel; kam eben aus der Kirche; hatte ein ſchönes Kleid an und neue Ohrringe."

Da ſeufzte die Mutter und ſagte: „Geht ſie oft in die Kirche, wird ſie den lieben Gott bald vergeſſen lernen. Der Müller hört die Mühle auch nicht klappern. Nichts für dich, mein Jung'. Wohin biſt du nachher gegangen?"

„Zur Käth', Mutter."

„Was that ſie?“

„Stand in der Küche und rückte an allen Töpfen und Tellern.“

„Wie ſahen die Töpfe aus?“

„Schwarz.“

„Und die Finger?“

„Weiß.“

„Schlicker, Schlecker,“ ſagte darauf die Mutter:

„Schlicker, Schlecker!
Naſchig und lecker!
Backt ſich Kuchen und ſüßen Brei,
Vergißt die Kinder und's Vieh dabei.

Laß ſie laufen, Sepp!“

„Darauf bin ich zur Bärbel gegangen. Saß im Garten und machte drei Kränze. Einen von Veilchen, einen von Roſen, einen von Nelken. Fragte mich, welchen ſie heute zur Kirchweih' aufſetzen ſollte.“

Da ſchwieg die Mutter eine Weile und ſagte dann:

„Ein ſilbernes Herrchen
Und ein goldenes Närrchen,
Giebt 'ne kupferne Eh'
Und viel eiſernes Weh!

Weiter, mein Jung'!“

„Zu viert bin ich zur Greth' gekommen. Stand vor der Hausthüre an der Straße und gab den armen Leuten Butterbrote."

Da schüttelte die Mutter den Kopf und sagte: „Thut sie heut' etwas, was alle Leute sehen sollen, thut sie ein anderes Mal wohl etwas, was Keiner sehen soll. Steht sie am Tag vor der Hausthür, hat sie wohl am Abend auch schon dahinter gestanden. Wenn der Herr Mittags auf's Feld kommt, während die Leute essen, springen nur die faulen Knechte auf, um zu mähen; die fleißigen bleiben sitzen. Bleib' lieber ledig, Sepp, eh du die nimmst! — Bist du nicht weiter gekommen?"

„Zuletzt bin ich noch zur Anne gegangen."

„Was that sie?"

„Gar nichts, Mutter!"

„Sie wird doch irgend etwas gethan haben?" fragte die alte Bauerfrau noch einmal. „Nichts ist sehr wenig, Sepp!"

„Behüt' Gott," antwortete der Sohn, sie machte gar nichts; könnt euch drauf verlassen!"

„Dann nimm die Anne, mein Jung'! Das giebt die besten Weiber, die gar nichts thun, was die Burschen erzählen können!"

Und der Sepp nahm die Anne und wurde überglücklich, und ſagte ſpäter noch oft zu ſeiner Mutter „Mutter, ihr hattet Recht mit euerem Rath:

Die Urſel und Käth',
Die Bärbel und Greth',
Die wiegen zuſamm'
Nicht halb meine Ann'!

Jetzt könnt' ich euch ſchon viel von ihr erzähien — aber ich thu's nicht.“ —

11.

Heino im Sumpf.

„Unſer Sohn iſt ein großer Jäger," ſagte der alte König. „Er reitet alle Tage mit der Armbruſt in den Wald. Aber er bringt nie ein Wild zurück, ſo viel er auch erlegt; denn er ſchenkt Alles, was er ſchießt, den armen Leuten. Es iſt ein ſehr guter Menſch!"

So ſagte der alte König zur Königin. Doch die Rehe im Walde dachten etwas ganz anderes. Sie hatten gar keine Furcht vor Heino; denn ſie kannten ihn ſchon lange und wußten, daß er ihnen nichts zu Leide that. Er ritt ja immer nur durch den Wald hindurch bis an das Waldende; und am Waldende ſtand ein kleines Häuschen, faſt ganz zugedeckt von Bäumen und Geſträuch, und Fenſter und Hausthüre faſt ganz zugewachſen von Epheu und Geißblatt. Vor der Thür aber ſtand Blauäuglein, und wenn ſie den Königsſohn kommen ſah, leuchteten ihre großen blauen Augen vor Freude wie zwei Sterne und beſchienen ihr ganzes Geſicht. —

Doch Heino brachte immer und immer kein Wild zu Hause und wollte stets allein reiten; und wenn sein Vater mit ihm ritt, traf er nichts. Da merkte der alte König wohl, daß es etwas Besonderes mit dem Jagen sein müsse. Er ließ einen Diener heimlich Heino nachschleichen und der erzählte ihm Alles. Da fuhr es ihm in die Krone und er ward sehr zornig; denn Heino war sein einziger Sohn und er gedachte ihn an die Tochter eines mächtigen Königs zu vermählen. Er rief daher zwei Jägerknechte, zeigte ihnen einen Klumpen Goldes, so groß wie ein Kopf, und versprach ihnen denselben zu schenken, wenn sie Blauäuglein umbringen würden.

Aber Blauäuglein hatte eine schneeweiße Taube, die saß jeden Tag auf dem höchsten Baume im Walde und sah nach dem Schloß. Wenn Heino zu Pferde stieg, um zu Blauäuglein zu reiten, flog sie schnell voran, schlug mit den Flügeln gegen das Fenster und rief:

„Es rascheln die Zweiglein,
Es kommt was geschritten,
Herzliebstes Blauäuglein,
Es kommt was geritten!“

Dann stellte sich Blauäuglein vor die Hausthüre und wartete, bis Heino kam.

Als nun die weiße Taube die beiden Jägerknechte

gegen Abend nach dem Walde ſchleichen ſah, ahnte ihr nichts Gutes. Sie flog eilends zum Schloß an Heino's Fenſter, ſchlug gegen die Scheiben, bis er kam und ihr aufmachte und ſagte ihm Alles, was ſie geſehen hatte. Da ſtürzte er athemlos in den Wald, und als er bei dem kleinen Häuschen anlangte, hatten ſchon die Jägerknechte Blauäuglein gebunden und rathſchlagten, wie ſie es tödten ſollten. Da ſchlug er ihnen beiden die Häupter ab, trug ſie nach Haus und ſetzte ſie ſeinem Vater vor die Kammer auf die Schwelle.

Der alte König aber konnte die ganze Nacht nicht ſchlafen, ſondern hörte fortwährend ein leiſes Wimmern und Stöhnen vor ſeiner Thür. Als der Morgen graute, ſtand er auf und ſah nach, was es wäre. Da ſtanden die beiden Köpfe der Jägerknechte auf der Schwelle, und zwiſchen beiden lag ein Brief von Heino, in dem ſtand geſchrieben, daß er nichts mehr weder von Vater, noch von Mutter wiſſen wolle, und daß er ſich jedwede Nacht vor Blauäuglein's Haus auf die Schwelle legen würde mit dem nackten Schwert auf dem Schooß. Wer da käme ihr ein Leid zu thun, dem ſchlüge er das Haupt ab, wie er es den beiden Jägerknechten gethan, und wenn's der König ſelbſt wäre.

Als der alte König dies geleſen, ward er ſehr

betreten. Er ging zur Königin und erzählte ihr Alles. Dieſe aber ſchalt ihn aus, daß er Blauäuglein habe wollen umbringen laſſen, und ſagte: „Du haſt Alles verdorben. Wer wird nur immer gleich Alles todt machen wollen! Ihr Männer ſeid doch gar zu ſchlimm, einer wie der andere! Stets heißt es: biegen oder brechen. Da ſind von dir heute ſechs Hemden aus der Wäſche gekommen, da fehlen wieder an allen ſechſen die Hemdenkragenbänder. Wo ſind ſie hin? Abgeriſſen haſt du ſie wieder, weil du ſie verknotet haſt, anſtatt ſie mit Geduld aufzuknüpfen. Und Heino iſt gerade ſo wie du. Nun ſoll ich's wieder gut machen!“

„Schon gut, ſchon gut,“ erwiderte der König, der wohl fühlte, daß die Königin Recht hatte, „ſei nur ruhig und höre auf zu ſchelten; davon wird's auch nicht beſſer.“

Und die Königin warf ſich die Nacht über unaufhörlich im Bette hin und her und überlegte ſich, was ſie thun wolle. Sobald es hell ward, ging ſie auf den Anger und grub ein Kraut heraus, das war giftig und hatte ſchwarze Beeren. Darauf ging ſie in den Wald und pflanzte es gerade an den Weg.

Als ſie zurückkam, fragte ſie der König, was ſie gemacht habe? Da antwortete ſie: „Ich habe ihm ein Kraut in den Weg gepflanzt, darauf wächſt eine rothe Blume; wer ſie bricht, muß ſein Liebſtes vergeſſen.“

Am nächſten Morgen, als Heino durch den Wald ging, ſtand das Kraut am Wege und hatte eine ſchöne rothe Blume getrieben, die funkelte in der Sonne und duftete ſo ſtark, daß ihm faſt die Sinne vergingen. Aber obſchon es über Nacht ſehr ſtark gethaut hatte, ſo waren doch das Kraut ſowohl, als die Blume ganz trocken. Da ſagte er:

„Was iſt das für ein Kraut,
Ein Kraut, worauf's nicht thaut?"

Da antwortete die Blume:

„Ein Kraut, das Niemand find't,
Als nur ein Königskind!"

Darauf fragte er wieder:

„Und wenn ich dich nun bräch',
Du Blum' an meinem Weg?"

und die Blume erwiderte:

„So blüht' ich noch viel ſchöner,
Du ſtolzer Königsſohn!"

Da konnte er ſich nicht halten und pflückte die Blume; und als er das gethan, hatte er ſein Liebſtes vergeſſen und ging zu ſeinen Aeltern in's Schloß.

Als ihn ſeine Mutter kommen ſah, hatte er die rothe Blume am Wams ſtecken. Da wußte ſie, daß Alles gelungen ſei, und rief den König. Der ging ſeinem Sohne

entgegen, brachte ihm einen goldenen Helm und eine goldene Rüſtung und ſprach: „Ich bin alt und ſchwach; geh in die Welt und ſieh zu, wie's draußen ausſieht. Wenn du nach zwei Jahren zurückkehrſt, will ich dir das Königreich geben.“ Darauf wählte ſich Heino dreißig Knappen aus, zog mit ihnen von einem Königreich in das andere und beſah ſich die Herrlichkeit der Welt. —

Als aber Heino nicht wiederkam, merkte Blauäuglein wohl, daß er ſie verlaſſen habe. Jeden Morgen ſchickte ſie die weiße Taube aus, die mußte ſo lange in der Welt herumfliegen, bis ſie Heino gefunden. Und jeden Abend kam die weiße Taube wieder und ſagte Blauäuglein, wo Heino wäre und wie es ihm ging:

„Was macht mein lieber Held,
Mein junges Königsblut?“

und die Taube antwortete:

„Er fährt in alle Welt,
Und hat gar ſtolzen Muth!“

„Hat er noch mein vergeſſen,
Und denkt er nimmer mein?“

„Er hat dein noch vergeſſen,
Beim Trinken und beim Eſſen,
Bei Regen und Sonnenſchein!“ —

Zwei Jahre waren schon vergangen, da kam die weiße Taube eines Abends auch wieder zurück und hatte einen Blutfleck am Flügel.

Da fragte Blauäuglein:

„Was macht mein lieber Held,
Mein junges Königsblut?"

Da sah sie den Blutfleck am Flügel und wurde sehr traurig. „Ist er todt?" fragte sie.

„Wollte Gott, wollte Gott,
Daß er wär todt!"

gurrte die Taube,

„Im Irrwischsumpf, da ist er ertrunken,
Im Irrwischsumpf, da ist er versunken.
Wo das Schilfgras wächst,
Da liegt er verhext,
Daß Gott erbarm',
In der Irrwischkönigin weißem Arm!"

Da hieß Blauäuglein die weiße Taube sich auf ihre Schulter setzen, damit sie ihr den Weg wiese, und machte sich auf, Heino zu suchen.

Nachdem sie drei Tage gewandert war, kam sie an den Irrwischsumpf, wo Heino verzaubert lag. Sie setzte sich still an den Weg und wartete, bis es Abend wurde. Als es dunkel ward, bezog sich der Himmel und die

Wolken jagten. Praſſelnd ſchlug der Regen in das Erlengebüſch; und nicht lange, ſo ſah ſie fern im Sumpf die erſten blauen Flämmchen aufſteigen. Da ſchürzte ſie ſich ihre Röcke, ſtieg beherzt hinab in das Schilfgras und wanderte vorwärts, unverrückt nach den Irrlichtern ſchauend. Es war ein beſchwerlicher Weg; denn ſie ſank bald bis über die Knöchel ein, der Wind peitſchte ihr das Haar um die Schultern, daß ſie ſtehen bleiben mußte, um es in einen großen Knoten im Nacken zuſammen zu ſchürzen, und der Regen lief ihr über die Wangen. Aber der Sumpf wurde immer tiefer, und die blauen Flämmchen, welche in immer größerer Zahl an allen Orten hervorſtiegen, ſchienen ſie äffen zu wollen. Denn wenn es eine Zeit lang den Anſchein gehabt, als wenn ſie ſtill ſtänden oder gar ihr entgegenkämen, ſo daß ſie ſchon hoffte, ſie bald zu erreichen, ſo ſchwebten ſie doch bald wieder bis zur Mitte des Sumpfes zurück, oder verlöſchten plötzlich, um an einer entfernteren Stelle wieder aufzuſteigen. Sie ſank jetzt ſchon bis faſt an die Kniee ein und konnte nicht mehr wie zwei oder drei Schritte hintereinander thun, ohne ſich auszuruhen. Da hörte das Unwetter auf, die ſchmale Mondſichel trat zwiſchen den Wolken heraus, und vor ihr inmitten einer großen dunklen Lache erhob ſich das verzauberte Schloß der Irrwiſchkönigin.

Weiße Stufen führten aus dem todtſtillen Waſſer in eine große, offen ſtehende Halle, welche von vielen Säulen von blauem und grünem Kryſtall mit goldenen Knäufen getragen wurde, und in buntem Gewirr tanzten in dieſer Halle eine unzählbare Menge von Irrlichtern um ein beſonders hell flackerndes, hoch aus ihrer Mitte hervorſchwebendes Flämmchen herum. Da löſten ſich plötzlich aus dem Gewühl eine Anzahl Irrlichter ab und bildeten zwei Kreiſe, die wirbelnd aus der Halle hervorſtürzten. Und während der eine von ihnen dicht vor den Stufen des Schloſſes ſtehen blieb, näherte ſich der andere raſch, und bald erkannte Blauäuglein zwölf blaſſe, aber wunderſchöne Jungfrauen, welche auf der Stirn goldene Diademe trugen, an denen ſich vorn kleine goldene Schalen erhoben, worin die blauen Flämmchen brannten. In wildem Tanze ſchwebten ſie an Blauäuglein heran und umringten ſie; und während aus dem Schloſſe eine zauberiſche Muſik erklang, ſangen ſie:

„In den Rei'n,
In den Rei'n,
Holde Schweſter, Blauäuglein, herein!

„In dem Schloß,
In dem Schloß,
Da winkt dir ein ſüßer Genoß!

„Sieh, wie's blinkt!
Wie er winkt,
Wie er grüßt, wie er grüßend dir winkt!
Vergiß, was du liebteſt auf Erden,
Der Unſeren Eine zu werden!“

Aber Blauäuglein ſah die Geiſter mit ihren großen klaren Augen ruhig und unverwandt an und ſagte: „Ihr habt keine Macht über mich! Ob ich wieder lebendig aus dem Sumpfe komme, weiß Gott im Himmel allein; wenn ich aber auch ſterben muß, ſo werdet ihr mich doch nicht in euere Gewalt bekommen!“

Da flohen die Jungfrauen nach allen Richtungen tief in den Sumpf zurück. Statt ihrer aber ſchwebte der zweite Kreis Irrlichter heran, der bis dahin vor den Stufen des Schloſſes hin und her getanzt hatte. Das waren zwölf wunderſchöne, aber todtenblaſſe Knaben, ebenfalls mit blauen Flämmchen über den Stirnen. Sie bildeten einen Kreis um Blauäuglein und tanzten langſam um ſie her, indem ſie abwechſelnd ihre weißen Arme hoch über ihre Häupter erhoben und rückwärts nach dem Schloſſe zeigten. Und beſonders einer von ihnen näherte ſich immer wieder Blauäuglein, als wenn er ſie umfaſſen wollte; und wie ſie ihn genauer anſah, ſo war es Heino.

Da zuckte es ihr durch's Herz, als wenn ſie ein eiskaltes Schwert durchführe, und ſie ſchrie laut: „Heino, Gott ſteh dir bei in deiner großen Noth!“

Kaum hatte ſie dies ausgerufen, ſo fuhr ein heftiger Windſtoß über den Sumpf und die Lichter der Irrwiſche verloſchen. Die ſtille Fläche der Lache kräuſelte ſich und ſchwarze Wellen ſchlugen an den weißen Stufen des Schloſſes empor. Dann ſank das Schloß lautlos in die Tiefe und an ſeiner Stelle ſtanden vier Pfähle von faulem Holz, die Ueberreſte einer alten, heidniſchen Fiſcherhütte. Vor Blauäuglein aber, im tiefen Sumpf bis an den Gürtel eingeſunken, ſtand Heino, leibhaftig, wie er geweſen war, aber blaß und traurig. Die Haare hingen ihm wirr auf die Stirn, und Helm und Harniſch waren verroſtet.

„Biſt du es, Blauäuglein?“ fragte er wehmüthig.

„Ja, Heino, ich bin's.“

„Laß mich,“ erwiderte er, „ich bin ein verlorener Mann!“

Doch ſie gab ihm die Hand und ſprach ihm Muth ein; und er verſuchte einige Schritte vorwärts zu kommen Dann blieb er ſtehen und ſagte:

„Blauäuglein, ich verſinke;
Blauäuglein, ich ertrinke!“

Doch sie hielt ihn nur fester und entgegnete:

„Nein, Heino, du versinkst nicht;
Nein, Heino, du ertrinkst nicht!
Halt dich an mir nur fest,
So wirst du doch erlöst!“

So half sie ihm Schritt vor Schritt vorwärts, und immer wieder blieb er stehen und sprach:

„Blauäuglein, ich versinke;
Blauäuglein, ich ertrinke!“

Und immer wieder tröstete sie ihn und sagte:

„Nein, Heino, du versinkst nicht;
Nein, Heino, du ertrinkst nicht!
Halt dich an mir nur fest,
So wirst du doch erlöst!“

Mit unsäglicher Mühe waren sie endlich so weit gekommen, daß sie von fern schon das Ende des Sumpfes und die Straße sahen. Da blieb Heino ganz stehen und rief: „Ich kann nicht weiter, Blauäuglein! Geh du allein zurück und grüß mein Mütterchen. Du kommst wohl heraus, denn du sinkst ja nicht tief ein; mir aber geht's fast bis an's Herz.“ Dabei wandte er sich um und blickte nach der Stätte zurück, wo das Schloß versunken war.

„Sieh dich nicht um!“ rief Blauäuglein ängstlich. Aber sie hatte kaum Zeit gehabt, dies auszurufen, als

auch schon von der Mitte des Sumpfes her ein einzelnes blaues Flämmchen auf beide zugeschwebt kam. Es näherte sich rasch, und die Königin der Irrwische stand vor ihnen. Sie hatte einen Kranz von weißen Wasserrosen auf dem Haupte, und ihr Diadem war eine goldene Schlange, welche sich leise durch ihr Haar und um ihre Stirn bewegte. Mit ihren glühenden Augen schaute sie Heino an, als wollte sie ihm bis in's Herz sehen. Dann legte sie ihm die Hand auf die Schulter und bat flehend: „Komm zurück, Heino!" Und er stand und sah sie an und schwankte unstät.

Da riß Blauäuglein ihm das Schwert von der Seite und schwang es gegen die Irrwischkönigin. Doch die Irrwischkönigin lächelte und sprach: „Thörichtes Kind, was willst du mir thun? Ich bin nicht von Fleisch und Blut." Und sie faßte Heino und zog ihn mit Gewalt an sich, daß ihre schwarzen Locken über sein Gesicht fielen. Da rief Blauäuglein in ihrer Herzensangst: „Und bist du nicht von Fleisch und Blut, du entsetzliches Weib, so ist es doch dieser hier, den ich aus deinen Händen erretten will!" Und sie zückte das Schwert noch einmal mit aller Kraft, und wie die Irrwischkönigin noch einen Versuch machte, Heino, dessen rechte Hand sie erfaßt hatte, mit sich fort zu reißen, rief sie: „Heino, es thut nicht weh!" und schlug

ihm mit einem Schlage den Arm dicht am Handgelenke ab.

Da verloſch auch die Flamme auf dem Haupte der Königin und ſie ſelbſt zerrann wie ein Nebelbild; die weiße Taube aber, die bisher auf der Schulter von Blauäuglein geſeſſen, flog auf die Schulter Heino's.

„Nun biſt du erlöſt, Heino!“ rief Blauäuglein, als ſie dies ſah. „Komm, es iſt nicht mehr weit zur Straße; nimm deine letzten Kräfte zuſammen. Sieh, du ſinkſt gar nicht mehr tief ein.“

Und ſie gingen weiter, aber immer noch blieb Heino oft ſtehen und ſprach:

„Blauäuglein, mein Arm brennt ſehr!“

Doch ſie erwiderte:

„Heino, mich ſchmerzt's noch mehr!“

Aber das letzte Stück mußte ſie ihn faſt tragen, und als er den letzten Schritt aus dem Sumpfe gethan, ſank er todtmüde auf die Straße nieder und ſchlief ein. Da nahm ſie ihren Schleier und verband ihm den Arm, ſo daß er aufhörte zu bluten. — Als ſie ſah, daß er ſtill und ruhig ſchlief, zog ſie ſich den Ring, den er ihr geſchenkt, vom Finger, ſteckte ihm denſelben an die Hand und machte ſich auf den Heimweg.

Sobald sie angekommen war, ging sie zum alten König und sagte zu ihm, indem sie ihn freudig mit ihren großen blauen Augen anblickte: „Ich habe eueren Sohn erlöst; er wird bald zu euch zurückkehren. Behüt' euch Gott, mich seht ihr nimmer wieder."

Da zog sie der alte König an sein Herz und sprach: „Blauäuglein, meine Tochter, du kannst eine Krone tragen so stolz wie ein Königskind! Wenn du ihm verzeihen willst und einen Einarmigen zum Mann nehmen, so sollst du seine Königin sein dein Lebelang."

Als er dies gesagt, öffnete er die Thüre und herein trat Heino und schloß Blauäuglein in seine Arme. Da war große Freude im ganzen Land, und alle Leute wollten das schöne fromme Mädchen sehen, welches den Königssohn errettet hatte.

Als sie jedoch vor dem Altare standen und die Ringe wechseln sollten, vergaß Heino, daß ihm die rechte Hand fehlte, und er streckte dem Priester den Stumpf hin. Da geschah ein Wunder; denn als der Priester den Stumpf berührte, wuchs aus ihm eine neue Hand hervor, wie eine weiße Blume aus einem braunen Ast. Aber um das Handgelenk lief ein feiner rother Streif, schmal wie ein Faden, herum. Den behielt er sein ganzes Leben. —

jubilirend an ihm vorüber und luden ihn ein, in Gemeinschaft mit ihnen die Wanderschaft fortzusetzen. Doch er schüttelte jedesmal traurig den Kopf und sagte: „Ich passe nicht zu euch und würde euch nicht viel Glück bringen! Außerdem heiße ich Pechvogel.“ Sobald sie diesen Namen hörten, wurden die lustigen Burschen ernsthaft und verlegen und machten sich eiligst aus dem Staube. Erreichte er Abends müde ein Wirthshaus und saß er an einer einsamen Ecke des Schenktisches, den Kopf auf die Hand gestützt und vor sich den zinnernen Krug mit Wein, der nimmer leer werden wollte, so trat wohl zuweilen das Wirthstöchterlein leise zu ihm heran, tippte ihn auf die Schulter, daß er sich erschrocken umdrehte, und fragte, warum er so traurig sei. Wenn er aber dann seine Geschichte erzählte und gar seinen Namen nannte, schüttelte sie den Kopf, ging zu ihrem Spinnrad zurück und ließ ihn allein sitzen und seinen Gedanken nachhängen. —

Nachdem Pechvogel mehrere Wochen lang gewandert war, ohne recht eigentlich zu wissen wohin, kam er eines Tages an einen wundervollen, großen Garten, der von einem hohen, vergoldeten Geländer umgeben war. Durch das Geländer hindurch sah man uralte Bäume und niedriges Buschwerk abwechselnd mit großen Rasenplätzen. Dazwischen schlängelte sich ein Bach, über den eine Menge

kleiner Brücken führten. Zahme Hirsche und Rehe spazierten auf den gelben Sandwegen umher, kamen bis an's Gitter, steckten ihre Köpfe heraus, und fraßen ihm das Brod aus der Hand. In der Mitte des Gartens aber sah man aus den Bäumen ein stattliches Schloß hervorragen. Die silbernen Dächer blitzten in der Sonne, und von den Thürmen wehten bunte Fahnen und Banner. Er ging das Geländer entlang; endlich fand er einen großen, offen stehenden Thorweg, von dem eine lange schattige Allee gerade auf das Schloß führte. Im Garten selbst war alles still; kein Mensch ließ sich sehen oder hören. Am Thor hing eine Tafel. „Aha!" dachte er, „wie gewöhnlich! wenn man an einem recht schönen Garten vorbeikommt, wo die Thore einladend offen stehen, dann hängt immer eine Tafel daneben, worauf steht, daß der Eintritt verboten ist." Zu seiner großen Ueberraschung sah er jedoch, daß er sich diesmal täuschte; denn auf der Tafel stand weiter nichts als: „Hier darf nicht geweint werden!" „So, so," sagte er, „eine närrische Inschrift," zog das Taschentuch heraus und rieb sich ein wenig die Augen; denn er war nicht ganz sicher, ob nicht in einer Ecke irgendwo doch eine halbe Thräne sitzen geblieben sei. Darauf trat er in den Garten ein. Der große breite Weg, der schnurstracks auf's Schloß zulief,

machte ihn beklommen. Er ſchlug lieber einen Seitengang mitten zwiſchen hohen Jasmin- und Roſenhecken ein. Den verfolgte er und gelangte in einen kleinen Wald, aus dem ein Weg mit vielen Windungen zu einem Hügel hinaufführte. Als er jetzt abermals um eine Ecke bog, lag die Spitze des Hügels vor ihm, und auf dem Hügel im Graſe ſaß ein wunderſchönes Mädchen.

Sie hatte eine goldene Krone auf dem Schooß, auf die ſie fortwährend hauchte. Dann nahm ſie ihre ſeidene Schürze, rieb die Krone mit ihr, und als ſie ſah, daß ſie wieder ganz blank wurde, klatſchte ſie vor Freude in die Hände, ſtrich ſich ihre langen Haare hinter die Ohren und ſetzte ſich die Krone wieder auf.

Den armen Pechvogel überfiel bei ihrem Anblicke eine ſonderbare Angſt. Sein Herz klopfte ſo laut, als wenn es zerſpringen wollte. Er trat hinter einen Buſch und duckte ſich nieder. Aber es war eine Berberitze, und ein Zweig legte ſich ihm gerade quer über's Geſicht. Und wie der Wind den Buſch leiſe hin und her bewegte, kitzelte ihm ein Dorn fortwährend an der Naſenſpitze herum, ſo daß er laut nieſen mußte. Erſchrocken drehte ſich das Mädchen mit der Krone um und ſah Pechvogel hinter dem Buſche kauern.

„Warum verſteckſt du dich?“ rief ſie. „Willſt du mir etwas Böſes thun, oder fürchteſt du dich vor mir?“

Da trat Pechvogel zitternd wie Espenlaub hinter dem Buſche hervor.

„Du thuſt mir nichts!“ ſagte ſie lachend. „Komm her, ſetze dich ein wenig zu mir; meine Geſpielinnen ſind alle fortgelaufen und haben mich allein gelaſſen. Du kannſt mir etwas recht Hübſches erzählen, aber was zum Lachen! Hörſt du? — Aber du ſiehſt ja ſo traurig aus! Was fehlt dir denn? Wenn du kein ſo finſteres Geſicht machteſt, wärſt du wirklich ein ganz hübſcher Menſch.“

„Wenn du es haben willſt,“ antwortete Pechvogel, „will ich mich wohl einen Augenblick zu dir ſetzen. Aber wer biſt du denn? Ich habe ja mein Lebtag noch nie etwas ſo Schönes und Herrliches geſehen wie dich!“

„Ich bin die Prinzeſſin Glückskind, und dies iſt meines Vaters Garten.“

„Was machſt du denn hier ſo allein?“

„Ich füttere meine Rehe und Hirſche und putze meine Krone.“

„Und nachher?“

„Dann füttere ich meine Goldfiſche!“

„Und wenn du damit fertig biſt?“

„Dann kommen meine Gespielinnen wieder und dann lachen wir und singen und tanzen!“

„Ach, was du für ein glückseliges Leben führst! Und das geht so alle Tage?“

„Ja, alle Tage! Nun sage aber auch einmal, wer du bist und wie du heißt?“

„Ach, allerschönste Prinzessin, verlangt nur das nicht von mir! Ich bin der allerunglücklichste Mensch unter der Sonne und habe den allerhäßlichsten Namen.“

„Pfui!“ sagte sie, „ein häßlicher Name ist sehr häßlich! In meines Vaters Ländern giebt es Einen, der heißt Entengrütze, und einen Anderen, der heißt Fettfleck; du wirst doch nicht etwa so heißen?“

„Nein,“ antwortete er, „Entengrütze heiße ich nicht, auch nicht Fettfleck. Mein Name ist noch viel häßlicher. Ich heiße Pechvogel.“

„Pechvogel? Das ist ja zum Todtlachen! Kannst du denn keinen anderen Namen kriegen? Höre, ich will mir einmal einen recht hübschen Namen für dich ausdenken, und dann will ich meinen Vater bitten, daß er dir erlaubt, ihn zu tragen. Mein Vater kann Alles, was er will; denn er ist König. Aber nur unter der Bedingung thu ich es, daß du ein ganz vergnügtes Gesicht machst. Nimm doch die Hand vom Gesicht; du mußt dir nicht

immer so an der Nase herumzupfen! Du hast eine ganz hübsche Nase und wirst sie dir noch ganz und gar verderben. Streich dir einmal die Haare aus der Stirn! So! Nun siehst du doch einigermaßen vernünftig aus. — Sage einmal, warum bist du eigentlich so traurig? Denn ich bin immer vergnügt, und Jeder, mit dem ich rede, freut sich. Nur dir sieht man's gar nicht an!"

„Warum ich so traurig bin? Weil ich mein ganzes Leben traurig war und stets Unglück habe. Und du bist immer lustig? Wie fängst du das an?"

„Mich hat eine Fee über die heilige Taufe gehalten, der hatte mein Vater früher einmal einen großen Dienst erwiesen. Sie nahm mich auf den Arm, küßte mich auf die Stirne und sagte zu mir: Du sollst immerdar fröhlich sein und alle Welt fröhlich machen. Wenn dich ein recht trauriger Mensch ansieht, soll er sein Unglück vergessen! Glückskind sollst du heißen! — Dich aber hat wohl keine Fee geküßt?"

„Nein, nein!" antwortete er hastig, „niemals!"

Darauf wurde die Prinzessin sehr still und nachdenklich und sah ihn mit ihren großen blauen Augen so sonderbar an, daß es ihm eiskalt den Rücken hinunterlief. Dann hub sie wieder an:

„Ob es wohl immer eine Fee ſein muß? Eine Prinzeſſin iſt auch etwas. Komm her, kniee dich einmal hin; denn du biſt mir zu groß.“

Darauf trat ſie vor ihn, gab ihm einen Kuß und lief lachend fort.

Ehe ſich Pechvogel noch recht beſinnen konnte, war ſie verſchwunden. Langſam ſtand er auf. Es war ihm, als wenn er aus einem Traume erwachte; und doch fühlte er, daß es kein Traum ſein könne, denn eine wunderbare Fröhlichkeit war über ſein Herz gekommen. „Wenn ich nur meinen Hut hätte,“ ſagte er, „daß ich ihn in die Luft werfen könnte. Vielleicht finge er an zu trillern und flöge als Lerche davon! Zu Muth iſt mir's ſo. Ich glaube wirklich, ich bin luſtig. Das wäre doch zu merkwürdig.“ — Er pflückte ſich noch einen großen Blumenſtrauß im Garten und wanderte ſingend die Landſtraße weiter.

Sobald er in die nächſte Stadt kam, kaufte er ſich ein rothſammtnes Wams mit Atlasſchlitzen und ein Barett mit einer langn weißen Feder, beſah ſich im Spiegel und ſagte: „Pechvogel heiße ich? Wir wollen doch ſehen, ob ich nicht einen anderen Namen bekomme. Aber den ſchönſten, den es giebt, ſonſt nehm' ich ihn nicht.“ Dann ſtieg er auf ein Pferd, gab ihm die Sporen, daß es luſtig dahin tanzte, und ſetzte ſeine Reiſe fort.

Prinzeſſin Glückskind aber, nachdem ſie dem Pechvogel den Kuß gegeben hatte, lief und lief. Dann ging ſie langſamer und langſamer, und zuletzt ſetzte ſie ſich auf eine Bank unweit vom Schloſſe und fing an bitterlich zu weinen. Als ihre Geſpielinnen zurückkehrten und ſie fanden, weinte ſie immer noch. Sie verſuchten ſie zu tröſten, aber es half nichts. Da liefen ſie in ihrer Angſt zum König und riefen: „Um Gotteswillen, Herr König! Ein Unglück für das ganze Land! Prinzeſſin Glückskind ſitzt im Garten und weint, und Niemand kann ihr helfen.“ Als dies der König hörte, wurde er vor Schrecken blaß und ſprang eilig die Treppe in den Garten hinunter. Da ſaß die Prinzeſſin weinend auf der Bank und hatte die Krone auf dem Schooß, und es waren auf ſie ſo viele Thränen gefallen, daß ſie in der Sonne blitzte, als wenn ſie mit tauſend Diamanten beſetzt wäre. Der König nahm ſeine Tochter in den Arm und tröſtete ſie und redete ihr zu; aber ſie weinte immer fort. Er führte ſie in das Schloß und ließ ihr aus dem ganzen Lande Alles, was es nur Schönes und Koſtbares gab, kommen; doch ſie blieb traurig; und ſo oft er ſie auch bat, ihm doch zu ſagen, welch' ein ſchweres Herzeleid ihr widerfahren ſei, ſie antwortete nicht. Aber der König fragte immer wieder, und zuletzt mußte ſie es ſagen; und ſie erzählte, wie

ſie im Garten geſeſſen und wie ein junger Menſch gekommen wäre, der ſo überaus traurig ausgeſehen, und wie ſie ihn geküßt hätte, um zu ſehen, ob er dadurch nicht vielleicht etwas fröhlicher würde.

Da ſchlug der König die Hände über dem Kopf zuſammen. „Einen fremden, hergelaufenen Menſchen; wahrſcheinlich einen ganz gewöhnlichen Handwerksburſchen! Mit ſchlechten Kleidern; und noch dazu ohne Hut! Es iſt unglaublich!“

„Er dauerte mich ſo ſehr!“

„Ein hübſcher Grund für eine Prinzeſſin, den erſten beſten Strolch zu küſſen! Und Pechvogel heißt er? Unerhört! Aber den Menſchen muß ich haben, und wenn ich ihn habe, wird er geköpft. Das iſt die allergeringſte Strafe, die ihn treffen kann!“

Darauf befahl der König ſeinen Reitern, das Land nach allen Richtungen hin zu durchſtreifen und auf den armen Pechvogel zu fahnden. „Wenn ihr einen jungen Menſchen findet, der ausſieht, als hätten ihm die Mäuſe das Brot weggefreſſen, und keinen Hut hat, der iſt's! Den bringt ihr ſofort hierher!“ Und die Reiter ſtoben auseinander wie Spreu, in die der Wind fährt, und durchzogen das ganze Land. Manche von ihnen kamen auch an Pechvogel vorbei, der in ſeiner vornehmen Kleidung

ſtolz auf dem Pferde ſaß; aber ſie erkannten ihn nicht, und die meiſten von ihnen kehrten unverrichteter Dinge in das Schloß zurück, wo ſie der König zornig anfuhr und alberne, ungeſchickte Menſchen ſchalt, die zu gar nichts zu gebrauchen ſeien. Die Prinzeſſin aber blieb traurig wie zuvor und kam jeden Mittag mit verweinten Augen zu Tiſch; und der König that auch weiter nichts, als daß er immer wieder ſeine ſchöne traurige Tochter anſah und ließ darüber Suppe und Braten kalt werden.

So ging es Woche um Woche. Eines Tages jedoch entſtand plötzlich ein Lärmen auf dem Schloßhofe. Alles lief zuſammen, und ehe noch der König Zeit gehabt an's Fenſter zu treten, um nach der Urſache zu ſehen, führten ſchon zwei Reiter den armen Pechvogel in ſein Zimmer. Sie hatten ihm die Hände auf dem Rücken zuſammengebunden, aber ſein Geſicht ſtrahlte, als wenn ihm in ſeinem Leben noch nie etwas Lieberes widerfahren wäre. Er verneigte ſich vor dem Könige und richtete ſich dann ſtolz auf, abwartend, was er über ihn beſchließen würde.

„Wir haben den ſauberen Vogel gefangen, Majeſtät!“ ſagte der ältere der beiden Reiter. „Er muß ſich aber inzwiſchen gemauſert haben; denn eure Beſchreibung paßt wie die Fauſt auf's Auge! Gewiß hätten wir ihn auch nie gefunden, wenn uns nicht der dumme Tölpel, als wir im

Wirthshaus mit ihm zusammen trafen, die ganze Geschichte selbst erzählt hätte. Und wißt ihr, was er gethan hat, nachdem wir ihn gefangen und gebunden? Weiter gelacht und weiter gesungen! Und wie wir ihn auf sein Pferd gesetzt, zwischen unsere Pferde genommen und hierher gejagt? Geschimpft und gezankt, daß wir so langsam ritten! Als wenn er es nicht erwarten könne, bis er geköpft würde. Wenn das der traurigste Mensch in der ganzen Christenheit sein soll, Majestät, so möchte ich wohl den allerlustigsten sehen. Der muß sich dann zum Frühstück die Beine ausreißen und in den Kaffee tauchen. Alles andere hat der hier schon unterwegs gemacht!"

Als der König dies gehört, trat er vor Pechvogel mit gekreuzten Armen hin und sagte: „Also du bist der Mensch, der die Frechheit gehabt hat, sich von der Prinzessin küssen zu lassen?"

„Ja, Herr König! Und ich bin seitdem der allerglückseligste Mensch der Welt geworden!"

„Werft ihn in den Thurm, er soll morgen geköpft werden!"

Hierauf führten die Reiter Pechvogel hinaus und in den Thurm; der König aber ging mit langen Schritten in seinem Zimmer auf und ab. „Das ist ein schlimmer Handel," sagte er. „Haben thu ich ihn, und geköpft wird

er; aber davon allein wird mein Glückskind nicht wieder lustig. Dann ging er leise bis an das Zimmer seiner Tochter, sah durch's Schlüsselloch, schüttelte den Kopf, ging wieder lange auf und ab, und ließ sich endlich seinen geheimen Rath kommen. Als dieser alles gehört, besann er sich und sagte:

„Ich weiß nicht, ob's hilft, aber man könnte es versuchen. Daß der Pechvogel vorher traurig war und jetzt lustig ist, ist sicher; ebenso, daß unsere schöne Prinzessin früher stets fröhlich war und nun fortwährend weint. Daß der Kuß daran schuld ist, ist doch sehr wahrscheinlich. Also, der Pechvogel muß der Prinzessin den Kuß wiedergeben. Majestät, das ist meine unterthänigste Meinung!"

„Das ist ja ganz unmöglich," erwiderte der König ärgerlich, „und ganz gegen die Sitte meines Hauses!"

„Ew. Majestät müssen die Sache nur als Staatsact betrachten, dann geht es wohl, und Niemand kann etwas dagegen einwenden."

Der König überlegte sich die Angelegenheit noch etwas, dann sagte er: „Gut, wir wollen es versuchen. Rufe alle Grafen und Ritter in's Thronzimmer und laß den Gefangenen heraufführen!"

Darauf legte der König seine Staatskleidung an

und nahm auf dem Throne Platz. Neben ihm stand die Prinzessin, der er gar nicht gewagt hatte zu sagen, weßhalb er sie hatte rufen lassen, und um ihn herum in großem Kreise der ganze Hof; lauter vornehme Herren in goldgestickten Kleidern mit Sternen und Schärpen. Alles war ganz still. Da ging die Thüre auf, und Pechvogel wurde hereingebracht.

„Du wirst morgen geköpft," fuhr ihn der König an, „aber zuvor wirst du augenblicklich und vor allen diesen edlen und erlauchten Herren meiner Tochter den Kuß wiedergeben, den sie dir unüberlegter Weise gegeben hat!"

„Wenn ihr nur das wünscht, Herr König," entgegnete Pechvogel, „so will ich es herzlich gern thun, und wenn es möglich ist, daß ein Mensch noch glücklicher werden kann, als ich es jetzt schon bin, so werde ich es gewiß werden!"

„Das wollen wir erst einmal sehen!" unterbrach ihn der König barsch, „Diesmal könntest du dich doch verrechnet haben!"

Darauf schritt Pechvogel auf die Prinzessin zu, umarmte sie und gab ihr einen Kuß. Sie aber nahm seine Hand, sah ihn sehr freundlich an, und beide blieben vor dem Throne stehen.

„Biſt du nun wieder vergnügt, meine liebe Tochter?“ fragte der König.

„Ein kleines Bischen, Herr Vater,“ entgegnete ſie. „Aber es wird gewiß nicht lange vorhalten.“

„Ja, ja!“ ſagte der König traurig, „ich ſehe es ſchon. Er iſt ja nicht wieder traurig geworden, wie es ſein müßte, wenn's richtig wäre. Er ſteht ja noch immer da und lächelt, und macht immer noch das unverſchämt vergnügte Geſicht! Was nun anfangen?“

Da ſchlug die Prinzeſſin die Augen nieder und ſagte leiſe: „Ich weiß es, Vater, und will es dir ſagen; aber bloß in's Ohr.“

Darauf ging der König mit der Prinzeſſin auf den Vorſaal, und wie ſie wieder hereintraten, nahm er die Hand Pechvogels, legte ſie in die der Prinzeſſin und ſagte zu allen den verſammelten Herren und Grafen:

„Es iſt nicht zu ändern, Gottes Wille geſchehe; dies iſt mein lieber Sohn, der König wird, wenn ich einmal ſterbe.“ —

Und Pechvogel wurde Prinz und ſpäter König. Er wohnte in dem goldenen Schloſſe und gab der Prinzeſſin ſo viel Küſſe, daß ſie noch viel fröhlicher wurde, wie zuvor. Prinzeſſin Glückskind aber ſchenkte ihm für ſeinen häßlichen Namen die allerſchönſten; jeden Tag einen

und draußen ſingen die Vögel, und die Bäume rauſchen, und man ſich dann noch einmal im Bett ordentlich dehnt und reckt. Da knackt's auch zuweilen."

Sehr weit von Apolda wohnte einmal eine alte Frau; die hatte auch davon gehört. Da ſie nun ſehr gern jung geweſen war, entſchloß ſie ſich eines Tages kurz und machte ſich auf den Weg. Es ging zwar langſam; ſie mußte oft ſtehen bleiben und huſten, aber mit der Zeit kam ſie doch vorwärts, und endlich langte ſie richtig vor der Mühle an.

„Ich möchte wieder jung werden und mich ummahlen laſſen," ſagte ſie zu einem der Knechte, der, die Hände in den Hoſentaſchen, vor der Mühle auf der Bank ſaß, und aus ſeiner Pfeife Ringel in die blaue Luft blies. „Du lieber Gott, was das Apolda weit iſt!"

„Wie heißt ihr denn?" fragte der Knecht gähnend.

„Die alte Mutter Klapprothen!"

„Setzt euch ſo lange auf die Bank, Mutter Klapprothen," ſagte der Knecht, ging in die Mühle, ſchlug ein großes Buch auf und kam mit einem langen Zettel wieder heraus.

„Iſt wohl die Rechnung, mein Jüngelchen?" fragte die Alte.

„I bewahre!“ erwiderte der Knecht. „Das Ummahlen koſtet Nichts. Aber ihr müßt zuvor das hier unterſchreiben!“

„Unterſchreiben?“ wiederholte die alte Frau. „Wohl meine arme Seele dem Teufel verſchreiben? Nein! das thue ich nicht! Ich bin eine fromme Frau und hoffe einmal in den Himmel zu kommen.“

„Iſt nicht ſo ſchlimm!“ lachte der Knecht. „Auf dem Zettel ſtehen bloß alle Thorheiten verzeichnet, die ihr in eurem ganzen Leben begangen habt, und zwar ganz genau der Reihe nach, mit Zeit und Stunde. Ehe ihr euch ummahlen laßt, müßt ihr euch verpflichten, wenn ihr nun wieder jung geworden ſeid, alle die Thorheiten noch einmal zu machen, und zwar ganz genau in derſelben Reihenfolge; juſtement wie's auf dem Zettel ſteht!“

Darauf beſah er den Zettel und ſagte ſchmunzelnd: „Freilich ein bischen viel, Mutter Klapprothen, ein bischen viel! Vom ſechszehnten bis zum ſechsundzwanzigſten Lebensjahre täglich eine, Sonntags zwei. Nachher wird's beſſer. Aber im Anfang der Vierziger, der tauſend, da kommt's noch einmal dicke! Zuletzt iſt's wie gewöhnlich!“

Da ſeufzte die Alte und ſagte: „Aber Kinder, dann lohnt es ja gar nicht, ſich ummahlen zu laſſen!“

„Freilich, freilich," entgegnete der Knecht, „für die meiſten lohnt ſich's nicht! Drum haben wir eben gute Zeit; ſieben Feiertage in der Woche und die Mühle ſteht immer ſtill, zumal ſeit den letzten Jahren. Früher war ſchon das Geſchäft etwas lebhafter."

„Iſt es denn nicht möglich, wenigſtens etwas auf dem Zettel auszuſtreichen?" fragte die Alte noch einmal, und ſtreichelte dem Knechte die Backen. „Bloß drei Sachen, mein Jüngelchen, alles Andere will ich, wenn es denn einmal ſein muß, noch einmal machen."

„Nein," antwortete der Knecht, „das iſt platterdings unmöglich. Entweder — oder!"

„Nehmt nur euren Zettel wieder," ſagte darauf die alte Frau nach einigem Beſinnen, „ich habe die Luſt an euerer dummen, alten Mühle verloren!" und machte ſich wieder auf den Heimweg.

Als ſie aber zu Hauſe ankam und die Leute ſie verwundert anſahen und ſagten: „Aber Mutter Klapprothen, ihr kommt ja gerade ſo alt wieder, als ihr fortgegangen ſeid! Es iſt wohl nichts mit der Mühle? —" huſtete ſie und antwortete: „O ja, es iſt wohl etwas daran; aber ich hatte zu große Angſt, und dann — was hat man denn an dem bischen Leben? Du lieber Gott!" —

14.

Das Klapperſtorch-Märchen.

Wovon die Beine der Teckel ſo kurz ſind, und daß ſie ſich dieſelben abgelaufen haben, weiß Jeder. Wie aber der Storch zu ſeinen langen Beinen gekommen iſt, das iſt eine ganz andere Geſchichte.

Drei Tage nämlich, ehe der Storch ein kleines Kind bringt, klopft er mit ſeinem rothen Schnabel an das Fenſter der Leute, welche es bekommen ſollen, und ruft:

„Schafft eine Wiegen,
Ein' Schleier für die Fliegen,
Ein buntes Röcklein,
Ein weißes Jäcklein,
Mützchen und Windel:
Bring' ein klein Kindel!"

Dann wiſſen die Leute, woran ſie ſind. Doch zuweilen, wenn er ſehr viel zu thun hat, vergißt er es, und dann giebt's große Noth, weil nichts fertig iſt.

Bei zwei armen Leuten, welche im Dorf in einer kleinen Hütte wohnten, hatte es der Storch auch vergessen. Als er mit dem Kinde kam, war Niemand zu Hause. Mann und Frau waren auf Feldarbeit gegangen und Thüre und Fenster verschlossen; auch war nicht einmal eine Treppe vor dem Hause, auf die er es hätte legen können. Da flog er auf's Dach und klapperte so lange, bis das ganze Dorf zusammenlief und eine alte Frau eilend auf's Feld hinaussprang, um die Leute zu holen.

„Herr Nachbar, Frau Nachbarin! Herr Nachbar, Frau Nachbarin!" rief sie schon von Weitem, ganz außer Athem, „um Gotteswillen! Der Storch sitzt auf eurem Hause und will euch ein kleines Kind bringen. Niemand ist da, der ihm's Fenster aufmachen kann. Wenn ihr nicht bald kommt, läßt er's fallen, und's giebt ein Unglück. Oben beim Müller hat er es vor drei Jahren auch fallen lassen, und das arme Wurm ist noch heute bucklich."

Da liefen die Beiden über Hals und Kopf nach Haus und nahmen dem Storche das Kind ab. Wie sie es besahen, war es ein wunderhübscher kleiner Junge, und Mann und Frau waren vor Freude außer sich. Doch der Storch hatte sich über das lange Warten so geärgert, daß er sich vornahm, ganz bestimmt den beiden Leuten nie

wieder ein Kind zu bringen. Als sie endlich kamen, sah er sie schon ganz schief und ärgerlich an, und während er fortflog sagte er noch: „Heute wird's auch wieder spät werden, ehe ich zu meiner Frau Storchen in den Sumpf komme. Ich habe noch zwölf Kinder auszutragen und es ist schon spät. Das Leben wird Einem doch recht sauer!"

Doch die beiden Leute hatten in ihrer Herzensfreude es gar nicht bemerkt, daß sich der Storch so schwer geärgert. Eigentlich war er ja auch ganz allein daran schuld, daß er so lange hatte warten müssen, weil er es doch vergessen hatte, es ihnen vorher zu sagen. Wie nun das Kind wuchs und täglich hübscher wurde, sagte eines Tages die Frau:

„Wenn wir dem guten Storch, der uns das wunderhübsche Kind gebracht hat, nur irgend etwas schenken könnten, was ihm Spaß machte! Weißt du nichts? Mir will gar nichts einfallen!"

„Das wird schwer halten," erwiderte der Mann; „er hat schon alles!"

Am nächsten Morgen jedoch kam er zu seiner Frau und sagte zu ihr:

„Was meinst du, wenn ich dem Storch beim Tischler ein paar recht schöne Stelzen machen ließe? Er muß

doch immer in den Sumpf, um Fröſche zu fangen, und dann wieder in den großen Teich hinter'm Dorf, aus dem er die kleinen Kinder herausholt. Da muß er doch ſehr oft naſſe Füße bekommen! Ich dächte auch, er hätte damals, als er zu uns kam, ganz heiſer geklappert."

„Das iſt ein herrlicher Einfall!" entgegnete die Frau. „Aber der Tiſchler muß die Stelzen recht ſchön roth lackiren, damit ſie zu ſeinem Schnabel paſſen!"

„So?" ſagte der Mann; „meinſt du wirklich roth? Ich hatte an grün gedacht."

„Aber beſter Schatz!" fiel die Frau ein, „wo denkſt du hin? Ihr Männer wißt doch niemals, was zuſammen paßt und gut ſteht. Sie müſſen unbedingt roth ſein!"

Da nun der Mann ſehr verſtändig war und ſtets auf ſeine Frau hörte, ſo beſtellte er denn wirklich rothe Stelzen, und als ſie fertig waren, ging er an den Sumpf und brachte ſie dem Storch.

Und der Storch war ſehr erfreut, probirte ſie gleich und ſagte: „Eigentlich war ich auf euch recht böſe, weil ihr mich damals ſo lange habt warten laſſen. Weil ihr aber ſo gute Leute ſeid und mir die ſchönen rothen Stelzen ſchenkt, ſo will ich euch auch noch ein kleines

Mädchen bringen. Heute über vier Wochen werde ich kommen. Daß ihr mir dann aber auch hübsch zu Hause seid, und expreß es erst noch einmal ansagen werde ich nun nicht. Den Weg kann ich mir sparen! — Hörst du?"

„Nein, nein!" erwiderte der Mann. „Wir werden sicher zu Hause sein. Du sollst diesmal keinen Aerger davon haben."

Als die vier Wochen um waren, kam richtig der Storch geflogen und brachte ein kleines Mädchen; das war noch hübscher als der kleine Junge, und war nun gerade das Pärchen voll. Auch blieben beide Kinder hübsch und gesund, und die Aeltern auch, so daß es eine rechte Freude war. —

Nun wohnte aber im Dorf noch ein reicher Bauer, der besaß ebenfalls nur einen Knaben, und der war noch dazu ziemlich garstig, und der Bauer wünschte sich auch noch ein Mädchen dazu. Als er vernahm, wie es die armen Leute angefangen, dachte er bei sich, es könne ihm gar nicht fehlen. Er ging sofort zum Tischler und bestellte ebenfalls ein paar Stelzen, viel schöner wie die, welche die armen Leute hatten anfertigen lassen. Oben und unten mit goldenen Knöpfen und in der Mitte grün, gelb und blau geringelt. Als sie fertig waren, sahen sie in der That ungewöhnlich schön aus.

Darauf zog er ſich ſeinen beſten Rock an, nahm die Stelzen unter den Arm und ging hinaus an den Sumpf, wo er auch gleich den Storch fand.

„Ganz gehorſamer Diener Euer Gnaden!“ ſagte er zu ihm und machte ein tiefes Compliment.

„Meinſt du mich?“ fragte der Storch, der auf ſeinen ſchönen rothen Stelzen behaglich im Waſſer ſtand.

„Ich bin ſo frei!“ erwiderte der Bauer.

„Nun, was willſt du?“

„Ich möchte gern ein kleines Mädchen haben, und da hat ſich meine Frau erlaubt, Euer Gnaden ein kleines Geſchenk zu ſchicken. Ein paar ganz beſcheidene Stelzen.“

„Da mach nur, daß du wieder nach Hauſe kommſt!“ entgegnete der Storch, indem er ſich auf einem Beine umdrehte und den Bauer gar nicht wieder anſah. „Ein kleines Mädchen kannſt du nicht bekommen; und deine Stelzen brauche ich auch nicht! Ich habe ſchon zwei ſehr ſchöne rothe, und da ich meiſt nur eine auf einmal benutze, ſo werden ſie wohl ſehr lange vorhalten. — Außerdem ſind ja deine Stelzen ganz abſcheulich häßlich. Pfui! blau, grün und gelb geringelt wie ein Hanswurſt! Mit denen dürfte ich

ja der Frau Storchen gar nicht unter die Augen kommen."

Da mußte der reiche Bauer mit ſeinen ſchönen Stelzen abziehen, und ein kleines Mädchen hat er ſein Lebtag nicht bekommen. —

15.

Wie ſich der Chriſtoph und das Bärbel immer aneinander vorbei gewünſcht haben.

Das mag nun ſchon geraume Zeit her ſein, daß einmal der liebe Gott — wie er es oft zu thun pflegt — ſagte: „Du, Gabriel, mach einmal die Luke auf und guck runter! Ich glaube, es weint was!“ Der Gabriel that, wie ihm der liebe Gott befohlen, hielt ſich die Hand vor die Augen, weil's blendete, ſah überall umher und ſagte endlich: „Da unten iſt eine lange grüne Wieſe; an dem einen Ende ſitzt das Bärbel und hütet die Gänſe, und am andern der Chriſtoph und hütet die Schweine, und weinen thun ſie alle beide, daß Einem das Herz im Leibe weh thut.“ „So?“ ſagte der liebe Gott; „Geh weg, Langer*), damit ich ſelbſt zuſehen kann.“

*) Daß der Engel Gabriel ſehr lang iſt, weiß Jeder.

Wie er nun selbst zugesehen hat, fand er es gerade so, wie es der Gabriel gesagt.

Daß aber der Christoph und das Bärbel beide so kläglich weinten, hat sich so zugetragen: Der Christoph und das Bärbel hatten sich beide sehr lieb; denn Eins hütete die Gänse, das Andere die Schweine, und sie paßten also gut zusammen, weil nämlich der Stand kein Hinderniß machte. Sie nahmen sich denn vor, sie wollten sich heirathen, und meinten. dazu wär's gerade genug, daß sie sich so lieb hätten. Aber die Herrschaft war anderer Meinung. So mußten sie sich denn mit dem Brautstande zufriedengeben. Weil aber Ordnung zu allen Dingen nütz, und das Küssen bei Brautleuten eine gar wichtige Sache ist, waren sie überein gekommen, daß sieben Küsse Morgens und sieben Küsse Abends eine gute Zahl wären. Eine Zeit lang ist es denn auch ganz gut gegangen, und immer waren zur rechten Zeit die sieben richtig und voll. Am Morgen aber des Tages, wo diese Geschichte sich zugetragen hat, eben da es zum siebenten Kusse kommen sollte, waren dem Bärbel seine Lieblingsgans und dem Christoph sein Lieblingsferkel wegen des Frühstücks uneinig geworden, also, daß sie sich gar hart anließen und beinahe schon zu Thätlichkeiten übergingen. Da mußten sie es, um den Streit zu

ſchlichten, bei der falſchen Zahl laſſen. Wie nun beide nachher ſo einſam und weit von einander am Wieſenrande ſaßen, fiel ihnen ein, daß es doch ſehr ſchlimm ſei, und fingen an zu weinen, und weinten immer noch, als der liebe Gott ſelbſt zuſah.

Der liebe Gott meinte anfangs, ihr Leid würde ſich mit der Zeit wohl von ſelbſt geben; als aber das Weinen immer ärger wurde und dem Chriſtoph ſein Lieblingsferkel und dem Bärbel ſeine Lieblingsgans auch ſchon begannen, ſchier traurig zu werden und ganz ſauertöpfiſche Geſichter zu machen, ſprach er: „Ich will ihnen helfen! Was ſie ſich am heutigen Tage nur immer wünſchen mögen, ſoll in Erfüllung gehen.“

Die Zwei hatten aber nur einen Gedanken; denn wie ſo Eins nach dem Andern ſchaute, und konnten ſich doch nicht ſehen, denn die Wieſe war lang, und in der Mitte ein Buſch, dachte der Chriſtoph: „Wenn ich doch drüben bei den Gänſen wäre!“ und das Bärbel ſeufzte: „Ach, wäre ich doch bei den Schweinen!“

Auf einmal nun ſaß der Chriſtoph wirklich bei den Gänſen und das Bärbel bei den Schweinen; und doch waren ſie wieder nicht bei einander, und die falſche Zahl konnte immer noch nicht richtig gemacht werden.

Da dachte der Christoph: „Das Bärbel wird mich wohl haben besuchen wollen," und das Bärbel dachte: „Was gilts, der Christoph ist andersrum zu mir rübergegangen!" „Ach, wär' ich doch bei meinen Gänsen!" — „Ach, wär' ich doch bei meinen Schweinen!" —

Da saß nun wieder das Bärbel bei den Gänsen und der Christoph bei den Schweinen, und so ist es den ganzen Tag über immer umschichtig fortgegangen, weil sich die Beiden stets aneinander vorbeigewünscht haben. So fehlt denn der siebente Morgenkuß des Tages heute noch. Der Christoph wollte ihn zwar selbigen Abends, als sie beide todtmüde gewünscht nach Hause kamen, nachholen, aber das Bärbel meinte, es helfe nun doch nichts mehr, und die Unordnung sei nimmer wieder gut zu machen. —

Als aber der liebe Gott sah, daß sich die Beiden immer so aneinander vorbei wünschten, sprach er: „Da habe ich etwas Gutes angerichtet. Aber, was ich gesagt habe, habe ich gesagt! Dagegen kann nun weiter nichts helfen!" So hat er sich denn vorgenommen, nie wieder Liebesleuten ihre Wünsche so ohne Weiteres in Erfüllung gehen zu lassen, sondern sich immer erst zu erkundigen, was sie denn eigentlich haben wollten. Später aber soll er einmal im Vertrauen zum Gabriel gesagt haben: es

wäre doch recht ſchade, daß ihre Wünſche ſo gar ſelten von der Art wären, daß er ſie gewähren dürfe; und als ich mich vor langer, langer Zeit einmal in ähnlichen Angelegenheiten an ihn wandte, that er gar nicht, als wenn er es hörte. Nachher erzählte mir der Gabriel dieſe Geſchichte; da konnte ich mich freilich nicht mehr wundern. —

16.

Die Traumbuche.

Hundert Jahr oder mehr iſt's wohl ſchon her, daß der Blitz in ſie einſchlug und ſie von oben bis unten auseinanderſpellte, und eben ſo lange ſchon geht der Pflug über die Stätte; — früher aber ſtand einige hundert Schritte vor dem erſten Hauſe des Dorfes auf einem grünen Raſenhügel eine alte mächtige Buche; ſo ein Baum, wie jetzt gar keine mehr wachſen, weil Thiere und Menſchen, Pflanzen und Bäume immer kleiner und erbärmlicher werden. Die Bauern ſagten, ſie ſtamme noch aus der Heidenzeit, und ein heiliger Apoſtel ſei unter ihr von den falſchen Heiden erſchlagen worden. Da hätten die Wurzeln des Baumes das Apoſtelblut getrunken, und wie es ihm in den Stamm und die Aeſte gefahren, ſei er davon ſo groß und kräftig geworden. Wer weiß, ob's wahr iſt? Eine eigene Bewandtniß aber hatte es mit dem Baum; das wußte Jeder, Klein und

Groß, im Dorf. Wer unter ihm einſchlief und träumte, deß Traum ging unabweislich in Erfüllung. Deßhalb hieß er ſchon ſeit undenklichen Zeiten die Traumbuche, und Niemand nannte ihn anders. Eine beſondere Bedingung war jedoch dabei: wer ſich zum Schlaf legte unter die Traumbuche, durfte nicht daran denken, was er wohl träumen würde. That er es doch, ſo träumte er nichts wie Krims-Krams und verworrenes Zeug, aus dem kein vernünftiger Menſch klug werden konnte. Das war nun allerdings eine ſehr ſchwere Bedingung, weil die meiſten Menſchen viel zu neugierig ſind, und ſo mißlang es denn auch den allermeiſten, die es verſuchten; und zu der Zeit, wo die folgende Geſchichte ſich zutrug, war im Dorf wohl kein Einziger, weder Mann noch Weib, dem's auch nur ein einziges Mal gelungen wäre. Aber ſeine Richtigkeit hatte es mit der Traumbuche, das war ſicher. —

Eines heißen Sommertages alſo, da kein Lüftchen ſich regte, kam auch einmal ein armer Handwerksburſche die Straße daher gewandert, dem war es in der Fremde viele Jahre hindurch weh und übel gegangen. Als er vor dem Dorfe anlangte, drehte er zum Ueberfluß noch einmal alle ſeine Taſchen um, doch ſie waren ſämmtlich leer. „Was fängſt du an?“ dachte er bei ſich. „Todtmüde

bist du; umsonst nimmt dich kein Wirth auf, und das Fechten ist ein beschwerliches Handwerk." Da erblickte er die herrliche Buche mit dem grünen Rasenhügel davor; und da sie nur wenige Schritte abseits vom Wege stand, legte er sich unter sie in's Gras, um etwas auszuruhen. Doch der Baum hatte ein seltsames Rauschen, und wie er seine Zweige leise bewegte, ließ er bald hier, bald da einen feinen glitzernden Sonnenstrahl durchfallen und bald hier, bald da ein Stückchen blauen Himmel durchscheinen: da fielen ihm die Augen zu, und er schlief ein.

Als er eingeschlafen war, warf die Buche einen Zweig mit drei Blättern herab, der fiel ihm gerade auf die Brust. Da träumte er, er säße in einer gar heimlichen Stube am Tisch, und der Tisch wäre sein, und die Stube auch, und ebenso das Haus. Und vor dem Tisch stände eine junge Frau, stützte sich mit beiden Händen auf den Tisch und sähe ihn gar freundlich an, und das wäre seine Frau. Und auf seinen Knieen säße ein Kind, dem fütterte er seinen Brei, und weil er zu heiß wäre, bliese er immer auf den Löffel. Und da sagte die Frau: „Was du doch für eine gute Kindermuhme bist, Schatz!" und lachte darüber. In der Stube aber spränge noch ein anderes Kind herum, ein dicker, pausbäckiger Junge, und hätte an eine große Morrübe einen Bindfaden

gebunden und zöge ſie hinter ſich her, und riefe immer hü und hott, als wär's der beſte Fuchs. Und alle beide Kinder wären ebenfalls ſein. So träumte er; und der Traum mußte ihm wohl ſehr gefallen, denn er lachte im Schlaf über's ganze Geſicht.

Als er aufwachte, war es ſchon faſt Abend geworden, und vor ihm ſtand der Schäfer mit ſeinen Schafen und ſtrickte. Da ſprang er erquickt auf, dehnte und reckte ſich und ſagte: „Lieber Himmel, wem's ſo wüchſe! Es iſt aber doch hübſch, daß man nun wenigſtens weiß, wie's iſt.“ Da trat der Schäfer an ihn heran und fragte ihn, woher er käme und wohin er wollte, und ob er ſchon etwas von dem Baume gehört habe. Nachdem er ſich überzeugt, daß er ſo unſchuldig war, wie ein neugeborenes Kind, rief er aus: „Ihr ſeid ein Glückspilz! Denn daß ihr etwas Gutes geträumt habt, war ja auf euerem Geſichte zu leſen; habe ich euch doch ſchon lange betrachtet, wie ihr ſo dalagt!“ Darauf erzählte er ihm, was es für eine Bewandtniß mit dem Baume habe: „Was ihr geträumt habt, geht in Erfüllung; das iſt ſo ſicher, als wie, daß das hier ein Schaf, und das dort ein Bock iſt. Fragt nur die Leute im Dorf, ob ich nicht recht habe! Nun ſagt aber auch einmal, was ihr geträumt habt!“

„Alterchen," erwiderte der Handwerksburſche ſchmunzelnd, „ſo fragt man die Bauern aus. Meinen ſchönen Traum behalte ich für mich; das könnt ihr mir nun ſchon gar nicht verdenken. Aber daraus werden thut doch nichts!" Und das ſagte er nicht bloß ſo, ſondern es war ſein Ernſt; denn als er nun auf das Dorf zuging, ſprach er vor ſich hin: „Papperlapapp, Schäferſchnack! Möchte wohl wiſſen, wo der Baum die Wiſſenſchaft her haben ſollte."

Als er in das Dorf kam, ragte am dritten Haus vom Giebel eine lange Stange heraus, an der hing eine goldene Krone, und unten vor der Hausthüre ſtand der Kronenwirth. Der war gerade ſehr guter Laune, denn er hatte ſchon zu Nacht gegeſſen und war rund herum ſatt, und das war ſeine beſte Stunde. Da zog er höflich den Hut und fragte, ob er ihn nicht um einen Gotteslohn zur Nacht behalten wolle. Der Kronenwirth beſah ſich den ſchmucken Burſchen in ſeinen ſtaubigen, abgeriſſenen Kleidern von oben bis unten. Dann nickte er freundlich und ſagte: „Setz' dich nur gleich hier in die Laube neben die Thür; es wird wohl noch ein Stück Brot und ein Krug Wein übrig geblieben ſein. Unterdeſſen können ſie dir eine Streu machen." Darauf ging er hinein und ſchickte ſeine Tochter, die brachte Brot und Wein, ſetzte

ſich zu ihm und ließ ſich erzählen, wie es in der Fremde ausſähe. Dann erzählte ſie ihm auch wieder alles, was ſie wußte, aus dem Dorf: wie der Weizen ſtände, und daß des Nachbars Frau Zwillinge bekommen hätte, und wann das nächſte Mal in der Krone zu Tanz geſpielt würde.

Auf einmal aber ſtand ſie auf, bog ſich zu dem Handwerksburſchen über den Tiſch hinüber und ſagte: „Was haſt du denn da für drei Blätter am Latz?“ Da ſah der Handwerksburſche hin und fand den Zweig mit den drei Blättern, der während des Schlafs auf ihn herabgefallen war. Er ſtak ihm gerade im Latz. „Die müſſen von der großen Buche dicht vor'm Dorfe ſein,“ erwiderte er, „unter der ich einen kleinen Nick gemacht habe.“

Da horchte das Mädchen neugierig auf und wartete, was er wohl weiter ſagen würde. Als er ſchwieg, begann ſie ihn gar vorſichtig auszukundſchaften, bis ſie ſicher war, daß er wirklich unter der Traumbuche geſchlafen; und dann ging ſie ſo lange wie die Katze um den heißen Brei, bis ſie ſich überzeugt zu haben glaubte, daß er nichts von der ſonderbaren Kraft und Eigenſchaft der Traumbuche wiſſe; denn er war ein Schalk und that ſo, als wüßte er gar nichts. Als ſie auch damit fertig war, holte ſie noch

einen Krug Wein, ſprach ihm freundlich zu, daß er doch trinken möge, und erzählte ihm alles Mögliche, was ſie geträumt hätte, und wie es doch gar ſchade wäre, daß nie etwas in Erfüllung ginge.

Indem kam der Schäfer vom Felde zurück und trieb die Schafe durch die Dorfſtraße. Als er an der Krone vorbeikam und das Mädchen mit dem Handwerksburſchen in eifrigem Geſpräch in der Laube ſitzen ſah, blieb er einen Augenblick ſtehen und ſagte: „Ja, ja, euch wird er ſchon den hübſchen Traum erzählen; mir will er nichts ſagen!“ Darauf trieb er ſeine Schafe weiter.

Da ward das Mädchen noch neugieriger, und wie er immer noch nichts von ſeinem Traume ſagte, konnte ſie es nicht mehr verwinden und fragte ihn ganz offen, was er denn, während er unter der Buche geſchlafen, geträumt habe.

Da machte der Handwerksburſche, der ein arger Schalk und durch den ſchönen Traum übermüthig fröhlich geſtimmt war, ein ſchlaues Geſicht, zwinkerte mit den Augen und ſagte: „Einen herrlichen Traum habe ich gehabt, das muß wahr ſein; aber ich getraue mich nicht zu ſagen, wie er war.“ Aber ſie drang immer weiter in ihn und quälte, er möchte es doch ſagen. Da rückte er ganz nahe an ſie heran und ſagte ernſthaft: „Denkt nur, mir hat

geträumt, ich würde noch einmal des Kronenwirths Töchterlein [illegible] und später selbst Kronenwirth werden!"

Da wurde das Mädchen erst kreideweiß und dann purpurroth und ging in's Haus. Nach einer Weile kam sie wieder und fragte, ob er das wirklich geträumt habe und es sein Ernst sei.

„Gewiß, gewiß," sagte er, „gerade wie ihr sah die aus, die mir im Traum erschienen ist!" Da ging das Mädchen abermals in's Haus und kam nicht wieder. Sie ging in ihre Kammer, und die Gedanken liefen ihr über's Herz wie Wasser über's Wehr: immer neue und immer andere und immer wieder dieselben, so, daß es gar kein Ende hatte. „Er weiß nichts von dem Baume," sagte sie. „Er hat's geträumt. Ich mag wollen oder nicht, es wird schon so kommen. Es ist nichts daran zu ändern." Darauf legte sie sich zu Bett, und die ganze Nacht träumte sie von dem Handwerksburschen. Als sie am anderen Morgen aufwachte, kannte sie sein Gesicht ganz auswendig, so oft hatte sie es über Nacht im Traum gesehen — und ein schmucker Bursche war's, das ist wahr.

Der Handwerksbursche aber hatte auf seiner Streu wundervoll geschlafen; Traumbuche, Traum, und was er am Abend zu der Wirthstochter gesagt, längst

vergeſſen. Er ſtand in der Wirthsſtube an der Thür und wollte eben dem Kronenwirth die Hand reichen zum Abſchied. Da trat ſie herein, und wie ſie ihn reiſefertig daſtehen ſah, überfiel ſie eine ſonderbare Angſt, als dürfe ſie ihn nicht fortlaſſen. „Vater,“ ſagte ſie, „der Wein iſt immer noch nicht gezapft und der junge Burſch hat nichts zu thun; könnte er einen Tag hierbleiben, ſo möchte er ſich ſeine Zeche verdienen und ein Stückchen Reiſegeld obendrein.“ Und der Kronenwirth hatte nichts dagegen, denn er hatte ſchon ſeinen Morgentrunk gemacht und gefrühſtückt und war ſatt, ſo daß es ſeine beſte Stunde war.

Doch das Zapfen ging ſehr langſam, und das Mädchen hatte immer dies oder jenes, weßhalb der Handwerksburſche einmal aus dem Keller herauf geholt werden mußte. Als das Faß endlich leer und die Flaſchen gefüllt waren, meinte ſie, es wäre doch ganz gut, wenn er erſt noch etwas im Felde hülfe; und als er auch damit fertig war, fand ſich noch mancherlei im Garten zu thun, woran vorher Niemand gedacht hatte. So verging Woche um Woche, und jedwede Nacht träumte ſie von ihm. Am Abend aber ſaß ſie mit ihm in der Laube vor dem Haus, und wenn er erzählte, wie es ihm weh und übel unter den fremden Leuten ergangen ſei, kam ihr immer

geträumt, ich würde noch einmal des Kronenwirths Töchterlein heirathen und ſpäter ſelbſt Kronenwirth werden!"

Da wurde das Mädchen erſt kreideweiß und dann purpurroth und ging in's Haus. Nach einer Weile kam ſie wieder und fragte, ob er das wirklich geträumt habe und es ſein Ernſt ſei.

„Gewiß, gewiß," ſagte er, „gerade wie ihr ſah die aus, die mir im Traum erſchienen iſt!" Da ging das Mädchen abermals in's Haus und kam nicht wieder. Sie ging in ihre Kammer, und die Gedanken liefen ihr über's Herz wie Waſſer über's Wehr: immer neue und immer andere und immer wieder dieſelben, ſo, daß es gar kein Ende hatte. „Er weiß nichts von dem Baume," ſagte ſie. „Er hat's geträumt. Ich mag wollen oder nicht, es wird ſchon ſo kommen. Es iſt nichts daran zu ändern." Darauf legte ſie ſich zu Bett, und die ganze Nacht träumte ſie von dem Handwerksburſchen. Als ſie am anderen Morgen aufwachte, kannte ſie ſein Geſicht ganz auswendig, ſo oft hatte ſie es über Nacht im Traum geſehen — und ein ſchmucker Burſche war's, das iſt wahr.

Der Handwerksburſche aber hatte auf ſeiner Streu wundervoll geſchlafen; Traumbuche, Traum, und was er am Abend zu der Wirthstochter geſagt, längſt

vergessen. Er stand in der Wirthsstube an der Thür und wollte eben dem Kronenwirth die Hand reichen zum Abschied. Da trat sie herein, und wie sie ihn reisefertig dastehen sah, überfiel sie eine sonderbare Angst, als dürfe sie ihn nicht fortlassen. „Vater," sagte sie, „der Wein ist immer noch nicht gezapft und der junge Bursch hat nichts zu thun; könnte er einen Tag hierbleiben, so möchte er sich seine Zeche verdienen und ein Stückchen Reisegeld obendrein." Und der Kronenwirth hatte nichts dagegen, denn er hatte schon seinen Morgentrunk gemacht und gefrühstückt und war satt, so daß es seine beste Stunde war.

Doch das Zapfen ging sehr langsam, und das Mädchen hatte immer dies oder jenes, weßhalb der Handwerksbursche einmal aus dem Keller herauf geholt werden mußte. Als das Faß endlich leer und die Flaschen gefüllt waren, meinte sie, es wäre doch ganz gut, wenn er erst noch etwas im Felde hülfe; und als er auch damit fertig war, fand sich noch mancherlei im Garten zu thun, woran vorher Niemand gedacht hatte. So verging Woche um Woche, und jedwede Nacht träumte sie von ihm. Am Abend aber saß sie mit ihm in der Laube vor dem Haus, und wenn er erzählte, wie es ihm weh und übel unter den fremden Leuten ergangen sei, kam ihr immer

eine Schnake in's Auge oder ein Haar, so daß sie sich die Augen mit der Schürze reiben mußte.

Und nach einem Jahre war der Handwerksbursche immer noch im Hause; und alles war gescheuert, weißer Sand in allen Zimmern gestreut und darauf kleine grüne Tannenzweige, und das ganze Dorf hielt Feiertag. Denn der junge Handwerksbursch hielt Hochzeit mit dem Kronenwirthskind, und alle Leute freuten sich; und wer sich nicht freute, weil er ein Neidhammel war, der that wenigstens so.

Bald darauf hatte der Kronenwirth auch wieder einmal seine beste Stunde, weil er nämlich rund herum satt war, und saß, die Tabaksdose auf dem Schooß, im Lehnstuhl und schlief. Als er gar nicht wieder aufwachte, wollten sie ihn wecken; da war er todt — mausetodt. Da war nun der junge Handwerksbursche wirklich Kronenwirth, wie er es im Scherze gesagt, und sonst traf alles ein, wie er es unter der Buche geträumt. Denn sehr bald hatte er auch zwei Kinder, und wahrscheinlich nahm er auch einmal das eine von ihnen auf den Schooß und fütterte es und blies dabei auf den Löffel, und sicher fuhr gleichzeitig der andere Knabe mit der Morrübe im Zimmer umher, obwohl der, von dem ich diese Geschichte weiß, mir es nicht gesagt hat, und ich es selbst vergessen habe, ihn expreß danach zu fragen.

Aber es wird schon so gewesen sein, weil das, was man unter der Traumbuche träumte, stets auf's Haar eintraf.

Eines Tages nun, es mochten wohl an die vier Jahr seit der Hochzeit verflossen sein, saß der junge Kronenwirth — denn das war er ja jetzt — auch einmal in der Wirthsstube. Da kam seine Frau herein, stellte sich vor ihn und sagte: „Denke dir, gestern unter Mittag ist einer von unsern Mähern unter der Traumbuche eingeschlafen und hat nicht daran gedacht. Weißt du, was er geträumt hat? Er hat geträumt, er wäre steinreich. Und wer ist's? Der alte Kaspar, der so dumm ist, daß er Einen dauert, und den wir nur noch aus Mitleid behalten. Was der wohl mit dem vielen Gelde anfangen wird?"

Da lachte der Mann und sagte: „Wie kannst du nur an das dumme Zeug glauben, und bist sonst eine so kluge Frau? Ueberlege dir doch selbst, ob ein Baum, und wenn er noch so schön und alt ist, die Zukunft wissen kann."

Da sah die Frau ihren Mann mit großen Augen an, schüttelte den Kopf und sprach ernsthaft: „Mann, versündige dich nicht! Ueber solche Dinge soll man nicht scherzen."

„Ich scherze nicht, Frau!" erwiderte der Mann.

Darauf schwieg die Frau wieder eine Weile, als

wenn ſie ihn nicht recht verſtünde, und ſagte dann: „Wozu das nur alles iſt! Ich dächte du hätteſt alle Urſache, dem alten, heiligen Baume dankbar zu ſein. Iſt nicht alles ſo eingetroffen, wie du es geträumt?“

Als ſie dies geſagt, machte der Mann das freundlichſte Geſicht der Welt und entgegnete: „Gott weiß es, daß ich dankbar bin; Gott und dir. Ja, ein ſchöner Traum war's! Iſt mir's doch, als wenn es erſt geſtern geweſen wäre, ſo genau erinnere ich mich noch daran. Und doch iſt alles noch tauſendmal ſchöner geworden, als ich es geträumt; und du biſt auch noch tauſendmal lieber und hübſcher als die junge Frau, die mir damals im Traume erſchienen war.“

Und die Frau ſah ihn wieder mit großen Augen an; darauf fuhr er fort: „Was nun aber den Baum anbelangt und den Traum, Herzensſchatz, ſo denke ich: wer gern tanzt, dem iſt leicht gepfiffen; und: wie man in den Wald ſchreit, ſo ſchallt es wieder heraus. War es mir die vielen Jahre weh und übel unter den fremden Leuten gegangen, ſo war's wohl kein Wunder, wenn ich auch einmal von was Liebem träumte.“

„Daß du aber gerade geträumt haſt, du würdeſt mich heirathen!“

„Das hab' ich nie geträumt! Blos eine junge Frau

ſah ich mit zwei Kindern, und ſie war lange nicht ſo hübſch wie du, und die Kinder auch nicht."

„Pfui!" erwiderte die Frau. „Willſt du mich verleugnen oder den Baum? Haſt du mir nicht am erſten Tage wo wir uns ſahen — es war ſchon Abend und draußen in der Laube — haſt du mir da nicht gleich geſagt, du hätteſt geträumt, du würdeſt mich heirathen und Kronenwirth werden?"

Da fiel dem Mann zum erſten Male wieder der Scherz ein, den er ſich damals mit ſeiner jetzigen Frau erlaubt hatte, und er ſagte: „Es kann nichts helfen, liebe Frau! Ich habe wirklich damals nicht von dir geträumt; und wenn ich es geſagt, ſo war es nur ein Scherz. Du warſt ſo neugierig; da wollte ich dich necken!"

Da brach die Frau in ein heftiges Weinen aus und ging hinaus. Nach einer Weile ging er ihr nach. Sie ſtand im Hof am Brunnen und weinte immer noch. Er verſuchte ſie zu tröſten, doch vergeblich.

„Du haſt mir meine Liebe geſtohlen und mich um mein Herz betrogen!" ſagte ſie. „Ich werde nie wieder froh werden!"

Da fragte er ſie, ob ſie ihn denn nicht lieb hätte, ſo lieb wie keinen andern Menſchen auf der Welt, und

ob sie nicht zufrieden und glücklich mit einander gelebt hätten, wie Niemand weiter im Dorf. Sie mußte alles zugeben, aber sie blieb traurig wie zuvor, trotz allem Zureden.

Da dachte er: „Laß sie sich ausweinen! Ueber Nacht kommen andere Gedanken; morgen ist sie die Alte.“ Doch er täuschte sich; denn am andern Morgen weinte die Frau zwar nicht mehr, aber sie war ernst und traurig und ging ihrem Manne aus dem Wege. Jeder Versuch sie zu trösten scheiterte, wie am Abend zuvor. Den größten Theil des Tages saß sie in einer Ecke und grübelte, und wenn ihr Mann hereintrat, schrak sie zusammen.

Als dies mehrere Tage gedauert, ohne daß eine Aenderung eintrat, befiel auch ihn eine große Traurigkeit; denn er fürchtete, er hätte die Liebe seiner Frau auf immer verloren. Er ging still im Hause umher und sann auf Abhülfe, doch es wollte ihm nichts einfallen. Da ging er eines Mittags zum Dorfe hinaus und schlenderte durch's Feld. Es war ein heißer Julitag; keine Wolke am Himmel. Die reife Saat wogte wie ein goldner See und die Vögel sangen; doch sein Herz war voller Bekümmerniß. Da sah er von fern die alte Traumbuche stehen: wie eine Königin der Bäume ragte sie hoch in den Himmel hinein. Es kam ihm vor, als wenn sie ihm

mit ihren grünen Zweigen zuwinkte und wie eine alte, gute Freundin zu sich riefe. Er ging hin und setzte sich unter sie und dachte an die vergangene Zeit. Fünf Jahre waren ziemlich genau verflossen, seit er als ein armer Teufel zum ersten Male unter ihr geruht und so schön geträumt hatte. Ach so wunderschön! Und der Traum hatte fünf Jahre gedauert. — Und nun? Alles vorbei! Alles vorbei? Auf immer? —

Da fing die Buche wieder zu rauschen an, wie vor fünf Jahren, und bewegte ihre mächtigen Zweige. Und wie sie dieselben bewegte, ließ sie wie damals bald hier, bald dort einen feinen glitzernden Sonnenstrahl durchfallen, und bald hier, bald da ein Stückchen blauen Himmel durchscheinen. Da wurde sein Herz stiller, und er schlief ein; denn er hatte vor Sorge die vorhergehenden Nächte nicht geschlafen. Und nicht lange, so träumte er denselben Traum wie vor fünf Jahren, und die Frau am Tisch und die spielenden Kinder hatten die alten, lieben Gesichter von seiner Frau und von seinen Kindern. Und die Frau sah ihn so freundlich an — ach so freundlich!

Da wachte er auf, und als er sah, daß es nur ein Traum war, ward er noch trauriger. Er brach sich einen kleinen grünen Zweig ab von der Buche, ging nach Haus und legte ihn in's Gesangbuch. Als die Frau am

nächsten Tage — es war gerade Sonntag — in die Kirche gehen wollte, fiel der Zweig heraus. Da wurde der Mann, der daneben stand, roth, bückte sich und wollte ihn in die Tasche stecken. Doch die Frau sah es und fragte, was es für ein Blatt sei.

„Es ist von der Traumbuche; sie meint es besser mit mir, wie du!“ erwiderte der Mann. „Denn als ich gestern draußen war und unter ihr saß, schlief ich ein. Da wollte sie mich wohl trösten; denn mir träumte, du wärest wieder gut und hättest alles vergessen. Aber es ist nicht wahr! Es ist nichts mit der alten guten Buche. Ein schöner herrlicher Baum ist sie schon, aber von der Zukunft weiß sie nichts.“

Da starrte ihn die Frau an, und dann ging es wie ein Sonnenschein über ihr Gesicht: „Mann, hast du das wirklich geträumt?“

„Ja!“ entgegnete er fest, und sie merkte, daß es die Wahrheit war; denn er zuckte mit dem Gesicht, weil er nicht weinen wollte.

„Und ich war wirklich deine Frau?“

Als er auch dies bejahte, fiel ihm die Frau um den Hals und küßte ihn so oft, daß er sich ihrer gar nicht erwehren konnte. „Gelobt sei Gott,“ sagte sie, „nun ist alles wieder gut! Ich habe dich ja so lieb, — so

lieb, wie du es gar nicht weißt! Und ich habe die Tage ſolche Angſt gehabt, ob ich dich denn auch wirklich lieb haben dürfte, und ob mir nicht Gott eigentlich einen andern Mann beſtimmt hatte. Denn mein Herz geſtohlen haſt du mir doch, du böſer Mann, und ein Bischen Betrug war doch dabei! — Ja, geſtohlen haſt du mir's; aber nun weiß ich doch, daß es dir nichts geholfen hat, und daß es auch ohnedem ſo gekommen wäre." Darauf ſchwieg ſie eine Weile und fuhr dann fort:

„Nicht wahr, du ſprichſt nie wieder ſchlecht von der Traumbuche?"

„Nein, niemals; denn ich glaube an ſie; vielleicht etwas anders wie du, aber darum doch nicht weniger feſt. Verlaß dich darauf! Und den Zweig wollen wir vorn in's Geſangbuch heften, damit er nicht verloren geht." —

17.

Das kleine buckliche Mädchen.

Es war einmal eine Frau, die hatte ein einziges Töchterchen, das war ſehr klein und blaß und wohl etwas anders, wie andre Kinder. Denn wenn die Frau mit ihm ausging, blieben oft die Leute ſtehen, ſahen dem Kinde nach und raunten ſich etwas zu. Wenn dann das kleine Mädchen ſeine Mutter fragte, weshalb die Leute es ſo ſonderbar anſähen, entgegnete die Mutter jedesmal: „Weil du ein ſo wunderhübſches, neues Kleidchen anhaſt.“ Darauf gab ſich die Kleine zufrieden. Kamen ſie jedoch nach Hauſe zurück, ſo nahm die Mutter ihr Töchterchen auf die Arme, küßte es wieder und immer wieder und ſagte: „Du lieber, ſüßer Herzensengel, was ſoll aus dir werden, wenn ich einmal todt bin? Kein Menſch weiß es, was du für ein lieber Engel biſt; nicht einmal dein Vater!“

Nach einiger Zeit wurde die Mutter plötzlich krank und am neunten Tage starb sie. Da warf sich der Vater des kleinen Mädchens verzweifelt auf das Todtenbett und wollte sich mit seiner Frau begraben lassen. Seine Freunde jedoch redeten ihm zu und tröfteten ihn; da ließ er es, und nach einem Jahre nahm er sich eine andere Frau, schöner, jünger und reicher als die erste, aber so gut war sie lange nicht.

Und das kleine Mädchen hatte die ganze Zeit, seit seine Mutter gestorben war, jeden Tag von früh bis Abend in der Stube auf dem Fensterbrett gesessen; denn es fand sich Niemand, der mit ihm ausgehen wollte. Es war noch bläſſer geworden, und gewachsen war es in dem letzten Jahre gar nicht.

Als nun die neue Mutter in's Haus kam, dachte es: „Jetzt wirst du wieder spazieren gehen, vor die Stadt, im lustigen Sonnenschein auf den hübschen Wegen, an denen die schönen Sträuche und Blumen stehen, und wo die vielen geputzten Menschen sind." Denn es wohnte in einem kleinen, engen Gäßchen, in welches die Sonne nur selten hineinschien; und wenn man auf dem Fensterbrette saß, sah man nur ein Stückchen blauen Himmel, so groß wie ein Taschentuch. Die neue Mutter ging auch jeden Tag aus, Vormittags und Nachmittags. Dazu zog

ſie jedes Mal ein wunderſchönes buntes Kleid an, viel ſchöner, als die alte Mutter je eins beſeſſen hatte. Doch das kleine Mädchen nahm ſie nie mit ſich.

Da faßte ſich das letztere endlich ein Herz, und eines Tages bat es ſie recht inſtändig, ſie möchte es doch mitnehmen. Allein die neue Mutter ſchlug es ihr rund ab, indem ſie ſagte: „Du biſt wohl nicht recht geſcheidt! Was ſollen wohl die Leute denken, wenn ich mich mit dir ſehen laſſe? Du biſt ja ganz bucklich. Buckliche Kinder gehen nie ſpazieren, die bleiben immer zu Hauſe.“

Darauf wurde das kleine Mädchen ganz ſtill, und ſobald die neue Mutter das Haus verlaſſen, ſtellte es ſich auf einen Stuhl und beſah ſich im Spiegel; und wirklich, es war bucklich, ſehr bucklich! Da ſetzte es ſich wieder auf ſein Fenſterbrett und ſah hinab auf die Straße, und dachte an ſeine gute alte Mutter, die es doch jeden Tag mitgenommen hatte. Dann dachte es wieder an ſeinen Buckel:

„Was nur da drinn iſt?“ ſagte es zu ſich ſelbſt, „es muß doch etwas in ſo einem Buckel drinn ſein.“

Und der Sommer verging, und als der Winter kam, war das kleine Mädchen noch bläſſer und ſo ſchwach geworden, daß es ſich gar nicht mehr auf das Fenſterbrett ſetzen konnte, ſondern ſtets im Bett liegen mußte. Und

als die Schneeglöckchen ihre erſten grünen Spitzchen aus der Erde hervorſtreckten, kam eines Nachts die alte gute Mutter zu ihm und erzählte ihm, wie golden und herrlich es im Himmel ausſähe.

Am andern Morgen war das kleine Mädchen todt.

„Weine nicht, Mann!“ ſagte die neue Mutter; „Es iſt für das arme Kind ſo am beſten!“ Und der Mann erwiderte kein Wort, ſondern nickte ſtumm mit dem Kopfe.

Als nun das kleine Mädchen begraben war, kam ein Engel mit großen, weißen Schwanenflügeln vom Himmel herabgeflogen, ſetzte ſich neben das Grab und klopfte daran, als wenn es eine Thüre wäre. Alsbald kam das kleine Mädchen aus dem Grabe hervor, und der Engel erzählte ihm, er ſei gekommen, um es zu ſeiner Mutter in den Himmel zu holen. Da fragte das kleine Mädchen ſchüchtern, ob denn buckliche Kinder auch in den Himmel kämen. Es könne ſich das gar nicht vorſtellen, weil es doch im Himmel ſo ſchön und vornehm wäre.

Jedoch der Engel erwiderte: „Du gutes, liebes Kind, du biſt ja gar nicht mehr bucklich!“ und berührte ihm den Rücken mit ſeiner weißen Hand. Da fiel der alte garſtige Buckel ab wie eine große hohle Schale. Und was war darin?

Zwei herrliche, weiße Engelflügel! Die ſpannte es aus, als wenn es ſchon immer fliegen gekonnt hätte,

und flog mit dem Engel durch den blitzenden Sonnenſchein in den blauen Himmel hinauf. Auf dem höchſten Platze im Himmel aber ſaß ſeine gute alte Mutter und breitete ihm die Arme entgegen. Der flog es gerade auf den Schooß. —*)

*) Das Motiv zu dieſem Märchen rührt nicht von mir her. Ich kenne es wohl ſchon ſeit meiner Kinderzeit, doch weiß ich nicht, wo es herſtammt.

18.

Der kleine Vogel.

Ein Mann und eine Frau wohnt
ſchen kleinen Hauſe, und es fehlte ihne
vollen Glückſeligkeit. Hinter dem Hauſ
mit ſchönen alten Bäumen, in dem die
ſten Pflanzen und Blumen zog. Eines
Mann im Garten ſpazieren, freute ſich
Gerüche, welche die Blumen ausſtrömte
ſich ſelbſt: „Was du doch für ein glück
und für eine gute, hübſche, geſchickte
er das ſo bei ſich dachte, da bewegte ſi
Füßen.

Der Mann, der ſehr kurzſichtig wa
entdeckte einen kleinen Vogel, der wahrſ
Neſte gefallen war und noch nicht flieg

Er hob ihn auf, beſah ihn ſich und trug ihn zu ſeiner Frau.

„Herzensfrau,“ rief er ihr zu, „ich habe einen kleinen Vogel gefangen; ich glaube, es wird eine Nachtigall!“

„Lieber gar!“ antwortete die Frau, ohne den Vogel auch nur anzuſehen; „Wie ſoll eine junge Nachtigall in unſeren Garten kommen? Es niſten ja keine alten drin.“

„Du kannſt dich darauf verlaſſen, es iſt eine Nachtigall! Uebrigens habe ich ſchon einmal eine in unſerem Garten ſchlagen hören. Das wird herrlich, wenn ſie groß wird und zu ſingen beginnt! Ich höre die Nachtigallen ſo gern!“

„Es iſt doch keine!“ wiederholte die Frau, indem ſie immer noch nicht aufſah; denn ſie war gerade mit ihrem Strickſtrumpfe beſchäftigt und es war ihr eine Maſche herunter gefallen.

„Doch, doch!“ ſagte der Mann, „ich ſehe es jetzt ganz genau!“ und hielt ſich den Vogel dicht an die Naſe.

Da trat die Frau heran, lachte laut und rief: „Männchen, es iſt ja bloß ein Spatz!“

„Frau,“ entgegnete hierauf der Mann, und wurde ſchon etwas heftig, „wie kannſt du denken, daß ich eine Nachtigall gerade mit dem Allergemeinſten verwechſeln

werde, was es giebt! Du verſtehſt gar nichts von Naturgeſchichte, und ich habe als Knabe eine Schmetterlings- und eine Käferſammlung gehabt."

„Aber, Mann, ich bitte dich, hat denn wohl eine Nachtigall einen ſo breiten Schnabel und einen ſo dicken Kopf?"

„Ja wohl, das hat ſie; und es iſt eine Nachtigall!"

„Ich ſage dir aber, es iſt keine; höre doch, wie er piepſt!"

„Kleine Nachtigallen piepſen auch."

Und ſo ging es fort, bis ſie ſich ganz ernſtlich zankten. Zuletzt ging der Mann ärgerlich aus der Stube und holte einen kleinen Käfig.

„Daß du mir das eklige Thier nicht in die Stube ſetzſt!" rief ihm die Frau entgegen, als er noch in der Thüre ſtand. „Ich will es nicht haben!"

„Ich werde doch ſehen, ob ich noch Herr im Hauſe bin!" antwortete der Mann, that den Vogel in den Käfig, ließ Ameiſeneier holen und fütterte ihn — und der kleine Vogel ließ ſich's gut ſchmecken.

Beim Abendeſſen aber ſaßen der Mann und die Frau jeder an einer Tiſchecke und ſprachen kein Wort miteinander.

Am nächſten Morgen trat die Frau ſchon ganz früh

an das Bett ihres Mannes und ſagte ernſthaft: „Lieber Mann, du biſt geſtern recht unvernünftig und gegen mich ſehr unfreundlich geweſen. Ich habe mir eben den kleinen Vogel noch einmal beſehen. Es iſt ganz ſicher ein junger Spatz; erlaube, daß ich ihn fortlaſſe.“

„Daß du mir die Nachtigall nicht anrührſt!“ rief der Mann wüthend und würdigte ſeine Frau keines Blickes.

So vergingen vierzehn Tage. Aus dem kleinen Häuschen ſchienen Glück und Friede auf immer gewichen zu ſein. Der Mann brummte, und wenn die Frau nicht brummte, weinte ſie. Nur der kleine Vogel wurde bei ſeinen Ameiſenciern immer größer, und ſeine Federn wuchſen zuſehends, als wenn er bald flügge werden wollte. Er hüpfte im Käfig umher, ſetzte ſich in den Sand auf dem Boden des Käfigs, zog den Kopf ein und pluſterte die Federn auf, indem er ſich ſchüttelte, und piepſte und piepſte — wie ein richtiger junger Spatz. Und jedesmal, wenn er piepſte, fuhr es der Frau wie ein Dolchſtich durch's Herz. —

Eines Tages war der Mann ausgegangen und die Frau ſaß weinend allein im Zimmer und dachte darüber nach, wie glücklich ſie doch mit ihrem Manne gelebt habe; wie vergnügt ſie von früh bis zum Abend geweſen ſeien und wie ihr Mann ſie geliebt — und wie nun alles,

alles aus sei, seit der verwünschte Vogel in's Haus gekommen.

Plötzlich sprang sie auf, wie Jemand, der einen raschen Entschluß faßt, nahm den Vogel aus dem Käfig und ließ ihn zum Fenster in den Garten hinaushüpfen.

Gleich darauf kam der Mann.

„Lieber Mann," sagte die Frau, indem sie nicht wagte, ihn anzusehen, „es ist ein Unglück passirt; den kleinen Vogel hat die Katze gefressen."

„Die Katze gefressen?" wiederholte der Mann, indem er starr vor Entsetzen wurde; „Die Katze gefressen? Du lügst! Du hast die Nachtigall absichtlich fortgelassen! Das hätte ich dir nie zugetraut. Du bist eine schlechte Frau. Nun ist es für ewig mit unserer Freundschaft aus!" Dabei wurde er ganz blaß, und es traten ihm die Thränen in die Augen.

Wie dies die Frau sah, wurde sie auf einmal inne, daß sie doch ein recht großes Unrecht gethan habe, den Vogel fortzulassen, und laut weinend eilte sie in den Garten, um zu sehen, ob sie ihn vielleicht dort noch fände und haschen könnte. Und richtig, mitten auf dem Wege hüpfte und flatterte das Vögelchen; denn es konnte immer noch nicht ordentlich fliegen.

Da stürzte die Frau auf dasselbe zu, um es zu

fangen, aber das Vögelchen huſchte in's Beet und vom Beet in einen Buſch, und von dieſem wieder unter einen andern, und die Frau ſtürzte in ihrer Herzensangſt hinter ihm her. Sie zertrat die Beete und Blumen, ohne im Geringſten darauf zu achten, und jagte ſich wohl eine halbe Stunde lang mit dem Vogel im Garten herum. Endlich erhaſchte ſie ihn und purpurroth im Geſicht und mit ganz verwildertem Haar kam ſie in die Stube zurück. Ihre Augen funkelten vor Freude und ihr Herz klopfte heftig.

„Goldner Mann," ſagte ſie, „ich habe die Nachtigall wieder gefangen. Sei nicht mehr böſe; es war recht häßlich von mir!"

Da ſah der Mann ſeine Frau zum erſten Male wieder freundlich an, und wie er ſie anſah, meinte er, daß ſie noch nie ſo hübſch geweſen wäre, wie in dieſem Augenblicke. Er nahm ihr den kleinen Vogel aus der Hand, hielt ihn ſich wieder dicht vor die Naſe, beſah ihn ſich von allen Seiten, ſchüttelte den Kopf und ſagte dann: „Kindchen, du hatteſt doch Recht! Jetzt ſehe ich's erſt; es iſt wirklich nur ein Spatz. Es iſt doch merkwürdig, wie ſehr man ſich täuſchen kann."

„Männchen," erwiderte die Frau, „du ſagſt mir das bloß zu Liebe. Heute ſieht mir der Vogel wirklich ſelbſt ganz wie eine Nachtigall aus."

„Nein, nein!“ fiel ihr der Mann in's Wort, indem er den Vogel noch einmal beſah und laut lachte, „Es iſt ein ganz gewöhnlicher — Gelbſchnabel.“ Dann gab er ſeiner Frau einen herzhaften Kuß und fuhr fort: „Trag ihn wieder in den Garten und laß den dummen Spatz, der uns vierzehn Tage lang ſo unglücklich gemacht hat, fliegen.“

„Nein,“ entgegnete die Frau, „das wäre grauſam! Er iſt noch nicht recht flügge, und die Katze könnte ihn wirklich kriegen. Wir wollen ihn noch einige Tage füttern, bis ihm die Federn noch mehr gewachſen ſind, und dann — dann wollen wir ihn fliegen laſſen!“ —

Die Moral von der Geſchichte aber iſt: wenn Jemand einen Spatz gefangen hat und denkt, es ſei eine Nachtigall — ſag's ihm bei Leibe nicht; denn er nimmt's ſonſt übel, und ſpäter wird er's gewiß von ſelbſt merken. —

19.

Die himmliſche Muſik.

Als noch das goldene Zeitalter war, wo die Engel mit den Bauerkindern auf den Sandhaufen ſpielten, ſtanden die Thore des Himmels weit offen, und der goldene Himmelsglanz fiel aus ihnen wie ein Regen auf die Erde herab. Die Menſchen ſahen von der Erde in den offenen Himmel hinein; ſie ſahen oben die Seligen zwiſchen den Sternen ſpazieren gehen, und die Menſchen grüßten hinauf und die Seligen grüßten herunter. Das Schönſte aber war die wundervolle Muſik, die damals aus dem Himmel ſich hören ließ. Der liebe Gott hatte dazu die Noten ſelber aufgeſchrieben, und tauſend Engel führten ſie mit Geigen, Pauken und Trompeten auf. Wenn ſie zu ertönen begann, wurde es ganz ſtill auf der Erde. Der Wind hörte auf zu rauſchen und die Waſſer im Meer und in den Flüſſen ſtanden ſtill. Die Menſchen aber nickten ſich zu und drückten ſich heimlich die Hände.

Es wurde ihnen beim Lauſchen ſo wunderbar zu Muth, wie man das jetzt einem armen Menſchenherzen gar nicht beſchreiben kann. —

So war es damals; aber es dauerte nicht lange. Denn eines Tages ließ der liebe Gott zur Strafe die Himmelsthore zumachen und ſagte zu den Engeln: „Hört auf mit euerer Muſik; denn ich bin traurig!“ Da wurden die Engel auch betrübt und ſetzten ſich jeder mit ſeinem Notenblatt auf eine Wolke und zerſchnitzelten die Notenblätter mit ihren kleinen goldnen Scheeren in lauter einzelne Stückchen; die ließen ſie auf die Erde hinunter fliegen. Hier nahm ſie der Wind, wehte ſie wie Schneeflocken über Berg und Thal und zerſtreute ſie in alle Welt. Und die Menſchenkinder haſchten ſich jeder ein Schnitzel, der Eine ein großes und der Andere ein kleines, und hoben ſie ſich ſorgfältig auf und hielten die Schnitzel ſehr werth; denn es war ja etwas von der himmliſchen Muſik, die ſo wundervoll geklungen hatte. Aber mit der Zeit begannen ſie ſich zu ſtreiten und zu entzweien, weil jeder glaubte, er hätte das Beſte erwiſcht; und zuletzt behauptete jeder, das was er hätte, wäre die eigentliche himmliſche Muſik, und das, was die Andern beſäßen, wäre eitel Trug und Schein. Wer recht klug ſein wollte — und deren waren viele — machte

noch hinten und vorn einen großen Schnörkel daran und bildete ſich etwas ganz Beſonderes darauf ein. Der Eine pfiff a und der Andere ſang b; der Eine ſpielte in Moll und der Andere in Dur; Keiner konnte den andern verſtehen. Kurz, es war ein Lärm, wie in einer Judenſchule. — So ſteht es noch heute! —

Wenn aber der jüngſte Tag kommen wird, wo die Sterne auf die Erde fallen und die Sonne in's Meer, und die Menſchen ſich an der Himmelspforte drängen wie die Kinder zu Weihnachten, wenn aufgemacht wird — da wird der liebe Gott durch die Engel alle die Papierſchnitzel von ſeinem himmliſchen Notenbuche wieder einſammeln laſſen, die großen ebenſowohl wie die kleinen, und ſelbſt die ganz kleinen, auf denen nur eine einzige Note ſteht. Die Engel werden die Stückchen wieder zuſammenſetzen, und dann werden die Thore aufſpringen und die himmliſche Muſik wird auf's Neue erſchallen, ebenſo ſchön wie früher. Da werden die Menſchenkinder verwundert und beſchämt daſtehen und lauſchen und Einer zum Andern ſagen: „Das hatteſt du! Das hatte ich! Nun aber klingt es erſt wunderbar herrlich und ganz anders, nun alles wieder beiſammen und am richtigen Orte iſt!“ —

Ja, ja! So wird's. Ihr könnt euch darauf verlaſſen. —

20.

Der kleine Mohr und die Goldprinzeſſin.

Es war einmal ein armer kleiner Mohr, der war kohlſchwarz und nicht einmal ganz ächt in der Farbe, ſo daß er abfärbte. Abends war ſein Hemdenkragen ſtets ganz ſchwarz, und wenn er ſeine Mutter anfaßte, ſah man alle fünf Finger am Kleid. Deshalb wollte ſie es auch nie leiden, ſondern ſtieß und ſchuppte ihn ſtets fort, wenn er in ihre Nähe kam. Und bei den andern Leuten ging es ihm noch ſchlimmer.

Als er vierzehn Jahr alt geworden war, ſagten ſeine Eltern, es ſei höchſte Zeit, daß er etwas lerne, womit er ſich ſein Brod verdienen könne. Da bat er ſie, ſie ſollten ihn in die weite Welt hinausziehn und Muſikant werden laſſen; zu etwas anderem ſei er doch nicht zu gebrauchen.

Doch ſein Vater meinte, das wäre eine brodloſe

Kunſt, und die Mutter wurde gar ganz ärgerlich und erwiderte weiter nichts als: „Dummes Zeug, du kannſt nur etwas Schwarzes werden!“

Endlich kamen ſie überein, er paſſe am beſten zum Schornſteinfeger. Alſo brachten ſie ihn zu einem Meiſter in die Lehre, und weil ſie ſich ſchämten, daß er ein Mohr war, ſo ſagten ſie, ſie hätten ihn gleich ſchwarz gemacht, um zu ſehen, wie es ihm ſtände.

So war nun der kleine Mohr Schornſteinfeger und mußte tagaus tagein in die Eſſen kriechen. Und die Eſſen waren oft ſo eng, daß er Angſt hatte, er bliebe ſtecken. Doch er kam ſtets glücklich wieder auf dem Dache heraus, obſchon es ihm oft ſo war, als wenn Haut und Haare hängen blieben. Wenn er dann hoch oben auf dem Schornſtein ſaß, wieder Gottes freie Luft athmete und ſich die Schwalben um den Kopf fliegen ließ, wurde ihm die Bruſt ſo weit, als ſollte ſie ihm zerſpringen. Dann ſchwenkte er den Beſen und rief ſo laut: ho — i — do! ho — i — do! wie's die Schornſteinfeger zu thun pflegen, daß die Leute auf der Straße ſtehen blieben und ſprachen: „Seht einmal den kleinen ſchwarzen Knirps, was der für eine Stimme hat!“

Als er ausgelernt hatte, befahl ihm der Meiſter, er ſolle in ſeine Kammer gehen und ſich waſchen und

ganz fein und nobel anziehen. Er wolle ihn freisprechen, dann wäre er Geselle.

Da überkam den armen kleinen Mohr eine Todesangst, denn er sagte sich: „Nun wird alles herauskommen!“ Und das geschah auch; denn als er in seinem besten Staate wieder in die Meisterstube eintrat, wo schon Lehrlinge und Gesellen sich versammelt hatten, war er immer noch sehr schwarz, wenn auch hier und da etwas Helles durchschimmerte, wo er sich das Schwarze in den Essen abgescheuert hatte. Da merkten Alle mit Entsetzen, wie es mit ihm stand. Der Meister erklärte, Geselle könne er nun nicht werden, denn er sei ja nicht einmal ein ordentlicher Christenmensch; die Lehrjungen aber fielen über ihn her, zogen ihm die Kleider aus und trugen ihn in den Hof. Dort legten sie ihn trotz alles Sträubens unter die Plumpe, plumpten wacker darauf und rieben ihn mit Strohwisch und Sand, bis ihnen die Arme lahm wurden. Als sie endlich gewahr wurden, daß trotz aller Mühe gar wenig abging, stießen sie ihn unter Scheltworten zur Hofthüre hinaus.

Da stand er nun mitten auf der Straße, hülflos und wie ihn der liebe Gott geschaffen, der arme kleine Mohr, und wußte nicht was anfangen. Da

kam durch Zufall ein Mann vorbei, der besah ihn sich von oben bis unten und als er merkte, daß er ein Mohr war, sagte er, er sei ein vornehmer Herr und wolle ihn in seinen Dienst nehmen. Er solle nichts weiter zu thun bekommen, als hinten auf seinem Wagen zu stehen, wenn er mit seiner Frau spazieren führe, damit man gleich sähe, daß vornehme Leute kämen.

Da besann sich der kleine Mohr nicht lange, sondern ging mit, und Anfangs ging alles gut. Denn die Frau des vornehmen Mannes mochte ihn gut leiden, und wenn sie an ihm vorbei ging, streichelte sie ihn jedesmal. Das war ihm in seinem Leben noch nie begegnet. Eines Tages jedoch, da sie auch wieder spazieren fuhren und er hinten drauf stand, erhob sich ein furchtbares Unwetter und der Regen floß in Strömen. Als sie wieder nach Hause kamen, sah der vornehme Herr, daß es hinten schwarz vom Wagen herabtröpfelte.

Da fuhr er den kleinen Mohr barsch an, was das heißen solle. Der erschrak heftig, und weil ihm nichts Besseres einfiel, so antwortete er, die Wolken wären ganz schwarz gewesen; da hätte es gewiß auch schwarz geregnet.

„Larifari," erwiderte der vornehme Herr, der schon merkte woran's lag, nahm das Taschentuch, leckte

zum Ueberfluß am Zipfel, und fuhr damit dem kleinen Mohr über die Stirn. Da war der Zipfel schwarz.

„Dacht ich mir's doch gleich," rief er aus, „du bist ja nicht einmal ächt! Das ist eine hübsche Entdeckung! Such' dir einen andern Dienst. Ich kann dich nicht gebrauchen!"

Da packte der arme kleine Mohr weinend seine Siebensachen zusammen, und wollte gehen. Doch die Frau des vornehmen Mannes rief ihn noch einmal zurück und sagte: es sei recht schade, daß ihr Mann es gemerkt hätte, denn sie wisse es schon lange. Freilich, ein großes Unglück sei es, ein Mohr zu sein, und besonders einer, der abfärbe. Doch er solle nicht verzagen, sondern brav und gut bleiben, dann würde er mit der Zeit noch eben so weiß werden, wie die andern Menschen. Darauf schenkte sie ihm eine Geige und einen Spiegel, in dem solle er sich jede Woche einmal besehen.

So zog denn der kleine Mohr in die Welt hinaus und wurde Musikant. Einen Meister, der ihm etwas vorspielte, hatte er freilich nicht. Doch er horchte auf das, was die Vögel sangen und was die Büsche und Bäche rauschten und spielte es ihnen nach. Nachher ward er inne, daß die Blumen im Walde und die

Sterne in der dunkeln Mitternacht auch ihre beſondere Muſik machten, wenn auch eine ganz ſtille, die nicht Jedermann hört. Das war ſchon viel ſchwerer nachzuſpielen. Aber das Schwerſte lernte er zu allerletzt: ſo zu ſpielen, wie die Menſchenherzen pochen. Er war wohl ſchon ſehr viel die Kreuz und die Quer umher gewandert und hatte vielerlei erlebt, ehe er das lernte. —

Und es ging ihm auf ſeiner Wanderſchaft zuweilen gut, meiſtentheils aber ſchlecht Wenn er Abends in der Dunkelheit vor irgend einem Hauſe Halt machte, ein ſchönes Lied ſpielte, und um Herberge für die Nacht bat, ließen ihn die Leute wohl ein. Sahen ſie aber am andern Morgen wie ſchwarz er war, und daß man nicht gut that, ſich mit ihm einzulaſſen, weil er abfärbte, ſo regnete es ſpitze Redensarten oder wohl gar Püffe. Deshalb verlor er aber den Muth nicht, ſondern dachte an das, was die Frau des vornehmen Mannes zu ihm geſagt hatte, und fiedelte ſich weiter von Stadt zu Stadt und von Land zu Land. Jeden Sonntag zog er den Spiegel hervor und ſah nach, wieviel abgegangen war. Viel war's freilich nicht, von einem Sonntag zum andern, denn es ſaß ſehr feſt, aber doch etwas; und als er fünf Jahre gewandert war, ſah man überall die Grundfarbe durchſchimmern.

Gleichzeitig war er ein ſolcher Meiſter auf der Geige geworden, daß, wo er hinkam, Jung und Alt zuſammenſtrömte, um ihm zuzuhören. —

Eines Tages kam er in eine wildfremde Stadt, in der herrſchte eine goldene Prinzeſſin; die hatte Haare von Gold, und ein Geſicht von Gold, und Hände und Füße von Gold. Sie aß mit einem goldenen Meſſer und einer goldenen Gabel von einem goldenen Teller, trank goldenen Wein und hatte goldene Kleider an. Kurz Alles war golden, was an ihr und was um ſie war. Im Uebrigen war ſie jedoch über die Maaßen ſtolz und hochmüthig, und obſchon es ihre Unterthanen ſehr wünſchten, daß ſie ſich einen Prinzen zum Mann nähme, weil ſie meinten, Weiberregiment tauge nichts auf die Dauer, war ihr doch keiner ſchön und vornehm genug.

Jeden Morgen ließen ſich etwa ſechs Prinzen als Freier bei ihr melden, die Abends zuvor mit der Poſt angekommen waren. Denn weit und breit ſprach man von nichts, als von der Goldprinzeſſin und von ihrer Schönheit.

Die ſechs Prinzen mußten ſich dann der Reihe nach vor ihrem Throne aufſtellen und ſie beſah ſich dieſelben von allen Seiten. Zuletzt rümpfte ſie jedoch jedesmal die Naſe und ſagte:

„Der Erſte iſt budlich,
„Der Zweite iſt ſchmudlich,
„Der Dritt hat kein Haar,
„Der Viert iſt nicht gar,
„Der Fünft iſt perplex
„Und miesrig der ſechſt!
„Die Kur iſt aus.
„Jagt mir alle ſechſe zur Stadt hinaus!“

Alsbald erſchienen zwölf rieſige Haiducken mit mannslangen Birkenreiſern und trieben die ganze Geſellſchaft zur Stadt hinaus. So ging es ſchon ſeit Jahren alle Tage. —

Als der kleine Mohr vernahm, wie wunderſchön die Prinzeſſin war, konnte er an weiter gar nichts denken. Er ging nach ihrem Palaſte, ſetzte ſich auf die Treppenſtufen, nahm die Geige zur Hand und fing an ſein beſtes Lied zu ſpielen. „Vielleicht ſieht ſie zum Fenſter heraus,“ dachte er, „dann bekommſt du ſie zu ſehen.“

Es währte nicht lange, ſo befahl die Goldprinzeſſin ihren drei Kammermädchen nachzuſehen, wer draußen ſo ſchön ſpiele. Da brachten ſie die Nachricht, es wäre ein Menſch, der habe eine ſo abſonderliche Geſichtsfarbe, wie ſie dergleichen noch nie geſehen. Und die Eine behauptete, er ſei mausgrau; die Zweite, er ſei hechtgrau, und die Dritte gar er wäre eſelsgrau.

Darauf meinte Jene, das müsse sie selber sehen, sie sollten den Menschen herauf holen.

Da gingen die Kammermädchen abermals hinunter und führten ihn herauf, und als er die Prinzessin erblickte, die wirklich über und über von Gold war und wie die Sonne glänzte, war er erst so geblendet, daß er die Augen zumachen mußte. Als er sich aber ein Herz faßte und die Prinzessin ordentlich ansah, da wußte er sich nicht weiter zu helfen; er warf sich vor ihr auf die Kniee nieder und sagte:

„Allerschönste Goldprinzessin! Ihr seid so schön, wie ihr es gar nicht wißt. Und wenn ihr es wißt, so seid ihr noch hunderttausendmal schöner. Ich bin ein kleiner Mohr, der immer weißer wird; und das Lied was ich gespielt habe, ist noch lange nicht mein allerschönstes. Einen Mann müßt ihr durchaus haben; und wenn ihr mich heirathen wollt, werde ich so vergnügt, daß ich mit gleichen Beinen über den Tisch springen will!“

Als die Prinzessin dies hörte, machte sie zuerst ein Gesicht wie die Gänse wenn's Wetter leuchtet, denn übermäßig klug war sie gerade nicht, trotz aller ihrer Schönheit, und dann fing sie so laut zu lachen an, daß sie sich die Hüften mit den Händen halten mußte.

Und die drei Kammermädchen meinten, sie müßten auch mit lachen, und auf einmal traten noch die Zwölf Haiducken herein, und wie sie sahen wer vor der Goldprinzessin kniete, schlugen auch sie ein Gelächter auf, daß es durch die ganze Stadt schallte.

Da befiel den kleinen Mohr ein ungeheurer Schrecken, denn er merkte wohl, daß er etwas Dummes gesagt hatte. Er nahm seine Geige, riß die Thür auf und sprang mit drei Sätzen die Treppe hinab. Dann lief er ohne sich umzusehen durch die Stadt, querfeldein bis in den nächsten Wald. Dort warf er sich todmüde ins Gras nieder und weinte als wenn er fortschwimmen wollte. —

Doch endlich ward er wieder ruhig und sagte zu sich selbst: „Wenn der Kutscher betrunken ist, gehen die Pferde durch! Bist du klug, oder bist du dumm? Die Goldprinzessin wolltest du heirathen? Ganz dumm bist du! Da darfst du dich nicht wundern, wenn die Leute dich auslachen.“

Damit hing er sich die Geige wieder über den Rücken, pfiff sich eins und wanderte weiter und zog wie zuvor von Stadt zu Stadt und von Land zu Land. Und von Jahr zu Jahr wurde er immer weißer und die Leute gewannen ihn immer lieber, denn die Lieder, die

er ſich ausdachte, wurden immer ſchöner, und kein Menſch konnte ſich mit ihm auf der Geige meſſen. Und als er groß und ein Mann geworden war, ſah er ganz weiß aus, ja ſelbſt weißer und reiner, als die meiſten andern Leute. Niemand wollte glauben, daß er früher ein Mohr geweſen ſei. —

Es trug ſich zu, daß er auch einmal in einen Flecken kam, wo gerade Jahrmarkt war. Da ſah er eine Bude mit einem rothen Vorhang, der war früher einmal neu geweſen, jetzt aber zerlumpt und voller Flecke. Davor ſtand ein wüſter Geſell mit einer bunten Jacke, der ſtieß in die Trompete und rief, die Leute möchten doch eintreten, es wären die größten Wunder der Welt zu ſehen: ein Kalb mit zwei Köpfen, das zweimal fräß und blos einmal verdaute, ein Schwein, das die Karte legen und wahrſagen könnte, und die hochberühmte, wunderſchöne Goldprinzeſſin, um die ſich alle Männer geriſſen hätten.

„Das kann doch nicht deine Goldprinzeſſin ſein?“ ſagte er, ging jedoch trotzdem hinein.

Da war es ihm, als ſolle er vor Schreck in die Erde ſinken; denn ſie war es wirklich. Aber das Gold war faſt überall ab, und er ſah, daß ſie nur von Blech war.

„Heiliger Gott!“ rief er aus, „wie kommſt du hierher, und wie ſiehſt du aus?“

„Was iſt denn?“ erwiderte ſie, als wenn gar nichts wäre. Nachdem ſie ſich jedoch überlegt, daß er ſie gewiß ſchon früher einmal geſehen, wie ſie noch ganz golden war, fügte ſie zornig hinzu: „Glaubſt du etwa, daß man ewig hält, du alberner Laffe? zupf' dich an deiner eigenen Naſe!“

Da hätte er beinahe laut aufgelacht, denn er ſah, daß ſie ihn nicht erkannte. Doch ſie that ihm viel zu leid, und ſo fragte er nur leiſe, ob ſie denn gar nicht wiſſe, wer er ſei. Er wäre der kleine Mohr, den ſie vor Zeiten einmal ſo ſehr ausgelacht hätte.

Nun war die Reihe an ihr ganz ſtill zu werden und ſich zu ſchämen, und unter vielem Schluchzen erzählte ſie, wie erſt an ein paar Stellen und dann faſt überall das Gold herunter gegangen ſei; wie ſie das ihren Unterthanen lange verborgen und wie dieſe es endlich doch gemerkt und ſie fortgejagt hätten. Nun zöge ſie auf den Jahrmärkten umher, habe es aber ſehr ſatt, und wenn er noch ſo dächte wie früher, wollte ſie ihn gern heirathen.

Darauf erwiderte er ſehr ernſthaft, er bedaure ſie zwar von Herzen, ſei aber ſchon viel zu verſtändig

um eine Blechprinzeſſin zu heirathen. Er hoffe beſtimmt noch einmal eine viel beſſere Frau zu bekommen, wie ſie. Damit ging er zur Bude hinaus, und ließ die Blechprinzeſſin ſtehen, die vor Wuth beinahe platzte und ihm, während er ging, fortwährend nachrief: „Mohrenjunge, Mohrenjunge! kohlſchwarzer Mohrenjunge, der abfärbt!“ und Aehnliches. Doch Niemand wußte, wen ſie damit meinte, da er ja längſt auch nicht ein Tüpfchen Schwarzes mehr an ſich hatte.

Er ging daher ſittſam weiter, ohne ſich auch nur umzuſehen, und war froh, daß er in ſeinem Leben nie wieder etwas von der abſcheulichen Perſon erfuhr. Eine Zeit lang ſetzte er noch ſein altes Wanderleben fort, als er aber faſt die ganze Welt geſehen hatte, und anfing des Umherziehens müde zu werden, da traf es ſich, daß der König von ſeinem Spiel hörte, und ihn zu ſich rufen ließ. Ein Lied nach dem andern mußte er ihm bis in die ſpäte Mitternacht vorſpielen und zuletzt ſtieg der König von ſeinem Thron, umarmte ihn, und fragte, ob er ſein beſter Freund werden wollte. Als er dies bejaht, ließ ihn der König in ſeinem goldenen Wagen durch die Stadt fahren, und ſchenkte ihm ein Haus und ſoviel Geld, daß er ſein Lebtag daran genug hatte. Und eine Frau bekam er

auch. Zwar keine Prinzeſſin und noch weniger eine über und über goldene, aber eine Frau, die ein goldenes Herz hatte. Mit der lebte er vergnügt und hochgeehrt bis an ſein ſpätes Ende.

Die Blechprinzeſſin aber ward von Tag zu Tag unſcheinbarer, und als das letzte bischen Gold abgegangen war, wurde ſie ſo viel hin- und her geworfen, daß ſie lauter Buckel und Dellen bekam.

Zuletzt kam ſie zu einem Trödler. Dort ſteht ſie noch heute in der Ecke zwiſchen allerhand Tand und Kram und hat Zeit zu bedenken, daß vielerlei abgeht im Leben, Hübſches ſowohl, wie Häßliches, und daß daher alles darauf ankommt, was drunter iſt.

21.

Von Himmel und Hölle.

Es war um die Zeit, wo die Erde am allerschönſten iſt und es dem Menſchen am ſchwerſten fällt zu ſterben, denn der Flieder blühte ſchon und die Roſen hatten dicke Knospen: da zogen zwei Wandrer die Himmelsſtraße entlang, ein Armer und ein Reicher. Die hatten auf Erden dicht bei einander in derſelben Straße gewohnt, der Reiche in einem großen, prächtigen Hauſe und der Arme in einer kleinen Hütte. Weil aber der Tod keinen Unterſchied macht, ſo war es geſchehen, daß ſie beide zu derſelben Stunde ſtarben.

Da waren ſie nun auf der Himmelsſtraße auch wieder zuſammen gekommen, und gingen ſchweigend neben einander her.

Doch der Weg wurde ſteiler und ſteiler, und dem Reichen begann es bald blutſauer zu werden, denn

er war dick und kurzathmig und in seinem Leben noch nie so weit gegangen. Da trug es sich zu, daß der Arme bald einen guten Vorsprung gewann und zuerst an der Himmelspforte ankam. Weil er sich aber nicht getraute anzuklopfen, setzte er sich still vor der Pforte nieder und dachte: „Du willst auf den reichen Mann warten; vielleicht klopft der an."

Nach langer Zeit langte der Reiche auch an, und als er die Pforte verschlossen fand und nicht gleich Jemand aufmachte, fing er laut an zu rütteln und mit der Faust dran zu schlagen. Da stürzte Petrus eilends herbei, öffnete die Pforte, sah sich die beiden an und sagte zu dem Reichen: „Das bist du gewiß gewesen, der es nicht erwarten konnte. Ich dächte, du brauchtest dich nicht so breit zu machen. Viel Gescheites haben wir hier oben von dir nicht gehört, so lange du auf der Erde gelebt hast!"

Da fiel dem Reichen gewaltig der Muth; doch Petrus kümmerte sich nicht weiter um ihn, sondern reichte dem Armen die Hand, damit er leichter aufstehen könnte, und sagte: „Tretet nur alle beide ein in den Vorsaal; das Weitere wird sich schon finden!"

Und es war auch wirklich noch gar nicht der Himmel, in den sie jetzt eintraten, sondern nur eine

große, weite Halle mit vielen verschlossenen Thüren und mit Bänken an den Wänden.

„Ruht euch ein wenig aus," nahm Petrus wieder das Wort, „und wartet bis ich zurückkomme; aber benutzt euere Zeit gut, denn ihr sollt euch mittlerweile überlegen, wie ihr es hier oben haben wollt. Jeder von euch soll es genau so haben, wie er sich es selber wünscht. Also bedenkt's, und wenn ich wieder komme macht keine Umstände, sondern sagt's, und vergeßt nichts; denn nachher ist's zu spät." —

Damit ging er fort. Als er dann nach einiger Zeit zurückkehrte und fragte, ob sie fertig mit Ueberlegen wären, und wie sie es sich in der Ewigkeit wünschten, sprang der reiche Mann von der Bank auf und sagte, er wolle ein großes, goldenes Schloß haben, so schön wie der Kaiser keins hätte, und jeden Tag das beste Essen. Früh Chocolade und Mittags einen Tag um den andern Kalbsbraten mit Apfelmus, und Milchreis mit Bratwürsten und nachher rothe Grütze. Das wären seine Leibgerichte. Und Abends jeden Tag etwas Andres. Weiter wolle er dann einen recht schönen Großvaterstuhl und einen grünseidenen Schlafrock; und das Tageblättchen solle Petrus auch nicht vergessen, damit er doch wisse, was passire.

Da sah ihn Petrus mitleidig an, schwieg lange und fragte endlich: „Und weiter wünschest du dir nichts?“ — „O ja!“ fiel rasch der Reiche ein, „Geld, viel Geld, alle Keller voll; so viel, daß man es gar nicht zählen kann!“

„Das sollst du alles haben,“ entgegnete Petrus, „komm, folge mir!“ und er öffnete eine der vielen Thüren und führte den Reichen in ein prachtvolles, goldenes Schloß, darin war Alles so, wie jener es sich gewünscht hatte. Nachdem er ihm alles gezeigt, ging er fort und schob vor das Thor des Schlosses einen großen eisernen Riegel. Der Reiche aber zog sich den grünseidenen Schlafrock an, setzte sich in den Großvaterstuhl, aß und trank und ließ sich's gut gehen, und wenn er satt war, las er das Tageblättchen. Und jeden Tag einmal stieg er hinab in den Keller und besah sein Geld. — —

Und zwanzig und fünfzig Jahre vergingen und wieder fünfzig, so daß es hundert waren — und das ist doch nur eine Spanne von der Ewigkeit — da hatte der reiche Mann sein prächtiges, goldenes Schloß schon so überdrüssig, daß er es kaum mehr aushalten konnte. „Der Kalbsbraten und die Bratwürste werden auch immer schlechter,“ sagte er, „sie sind gar nicht

mehr zu genießen!“ Aber es war nicht wahr, sondern er hatte sie nur satt. „Und das Tageblättchen lese ich schon lange nicht mehr,“ fuhr er fort; „es ist mir ganz gleichgültig, was da unten auf der Erde sich zuträgt. Ich kenne ja keinen einzigen Menschen mehr. Meine Bekannten sind schon längst alle gestorben. Die Menschen, die jetzt leben müssen, machen so närrische Streiche und schwatzen so sonderbares Zeug, daß es einem schwindlich wird, wenn man's liest.“ Darauf schwieg er und gähnte, denn es war sehr langweilig, und nach einer Weile sagte er wieder:

„Mit meinem vielen Gelde weiß ich auch nichts anzufangen. Wozu hab' ich's eigentlich? Man kann sich hier doch nichts kaufen. Wie ein Mensch nur so dumm sein kann und sich Geld im Himmel wünschen!“ Dann stand er auf, öffnete das Fenster und sah hinaus.

Aber obschon es in dem Schlosse überall hell war, so war es doch draußen stockdunkel; stockdunkel, so daß man die Hand vorm Auge nicht sehen konnte, stockdunkel, Tag und Nacht, Jahr aus Jahr ein und so still wie auf dem Kirchhof. Da schloß er das Fenster wieder und setzte sich auf's neue auf seinen Großvaterstuhl; und jeden Tag stand er ein- oder zweimal auf und sah wieder hinaus. Aber es war noch

immer ſo. Und immer früh Chocolade und Mittags einen Tag um den andern Kalbsbraten mit Apfelmus und Milchreis mit Bratwürſten und nachher rothe Grütze; immerzu, immerzu, einen Tag wie den andern. —

Als jedoch tauſend Jahre vergangen waren, klirrte der große eiſerne Riegel am Thor und Petrus trat ein. „Nun," fragte er, „wie gefällt es dir?"

Da wurde der reiche Mann bitterböſe: „Wie mir's gefällt? Schlecht gefällt mir's; ganz ſchlecht! So ſchlecht, wie es einem nur in ſo einem nichtswürdigen Schloſſe gefallen kann! Wie kannſt du dir nur denken, daß man es hier tauſend Jahre aushalten kann! Man hört nichts, man ſieht nichts; Niemand bekümmert ſich um einen. Nichts wie Lügen ſind es mit eurem vielgeprieſenen Himmel und mit eurer ewigen Glückſeligkeit. Eine ganz erbärmliche Einrichtung iſt es!"

Da blickte ihn Petrus verwundert an und ſagte: „Du weißt wohl gar nicht, wo du biſt? Du denkſt wohl, du biſt im Himmel? In der Hölle biſt du. Du haſt dich ja ſelbſt in die Hölle gewünſcht. Das Schloß gehört zur Hölle."

„Zur Hölle?" wiederholte der Reiche erſchrocken. Das hier iſt doch nicht die Hölle? Wo ſind denn der Teufel und das Feuer und die Keſſel?"

„Du meinſt wohl," entgegnete Petrus, „daß die Sünder jetzt immer noch gebraten werden, wie früher? Das iſt ſchon lange nicht mehr ſo. Aber in der Hölle biſt du, verlaß dich darauf, und zwar recht tief drin, ſo daß du einen ſchon dauern kannſt. Mit der Zeit wirſt du's wohl ſelbſt inne werden."

Da fiel der reiche Mann entſetzt rückwärts in ſeinen Großvaterſtuhl, hielt ſich die Hände vor's Geſicht und ſchluchzte: „In der Hölle, in der Hölle! Ich armer, unglücklicher Menſch, was ſoll aus mir werden?"

Aber Petrus machte die Thüre auf und ging fort, und als er den eiſernen Riegel draußen wieder vorſchob, hörte er drinnen den Reichen immer noch ſchluchzen: „In der Hölle, in der Hölle! Ich armer, unglücklicher Menſch, was ſoll aus mir werden?" —

Und wieder vergingen hundert Jahre und aber hundert, und die Zeit wurde dem reichen Manne ſo entſetzlich lang, wie Niemand es ſich auch nur denken kann. Und als das zweite Tauſend zu Ende kam, trat Petrus abermals ein.

„Ach!" rief ihm der reiche Mann entgegen, „ich habe mich ſo ſehr nach dir geſehnt! Ich bin ſehr traurig! Und ſo wie jetzt ſoll es immer bleiben? die

ganze Ewigkeit? Und nach einer Weile fuhr er fort: „Heiliger Petrus, wie lang ist wohl die Ewigkeit?“

Da antwortete Petrus: „Wenn noch zehntausend Jahre vergangen sind, fängt sie an.“

Als der Reiche dies gehört, ließ er den Kopf auf die Brust sinken und begann bitterlich zu weinen. Aber Petrus stand hinter seinem Stuhl und zählte heimlich seine Thränen, und als er sah, daß es so viele waren, daß ihm der liebe Gott gewiß verzeihen würde, sprach er: „Komm, ich will dir einmal etwas recht Schönes zeigen! Oben auf dem Boden weiß ich ein Astloch in der Wand, da kann man ein wenig in den Himmel hineinsehen.“

Damit führte er ihn die Bodentreppe hinauf, und durch allerhand Gerümpel bis zu einer kleinen Kammer. Als sie in diese eintraten, fiel durch das Astloch ein goldener Strahl hindurch dem heiligen Petrus gerade auf die Stirn, so daß es aussah, als wenn Feuerflammen auf ihr brennten.

„Das ist vom wirklichen Himmel!“ sagte der reiche Mann zitternd.

„Ja;“ erwiederte Petrus, „nun sieh' einmal durch!“

Aber das Astloch war etwas hoch oben an der

Wand, und der reiche Mann nicht sehr groß, so daß er kaum hinaufreichte.

„Du mußt dich recht lang machen und ganz hoch auf die Zehen stellen," sagte Petrus. Da strengte sich der Reiche so sehr an, als er nur irgend konnte, und als er endlich durch das Astloch hindurch blickte, sah er wirklich in den Himmel hinein. Da saß der liebe Gott auf seinem goldnen Thron zwischen den Wolken und den Sternen in seiner ganzen Pracht und Herrlichkeit und um ihn her alle Engel und Heiligen.

„Ach," rief er aus, „das ist ja so wunderbar schön und herrlich, wie man es sich auf der Erde gar nicht vorstellen kann. Aber sage, wer ist denn das, der dem lieben Gott zu Füßen sitzt und mir gerade den Rücken zukehrt?"

„Das ist der arme Mann, der auf der Erde neben dir gewohnt hat und mit dem du zusammen herauf gekommen bist. Als ich euch auftrug, es euch auszudenken, wie ihr es in der Ewigkeit haben wolltet, hat er sich bloß ein Fußbänkchen gewünscht, damit er sich dem lieben Gott zu Füßen setzen könne. Und das hat er auch bekommen, genau so, wie du dein Schloß." —

Als er dieß gesagt, ging er still fort, ohne daß es der Reiche merkte. Denn der stand immer noch

ganz ſtill auf den Fußſpitzen und blickte in den Himmel hinein und konnte ſich nicht ſatt ſehen. Zwar es fiel ihm recht ſchwer, denn das Loch war ſehr hoch oben, und er mußte fortwährend auf den Zehen ſtehen; aber er that es gern, denn es war zu ſchön, was er ſah.

Und nach abermals tauſend Jahren kam Petrus zum letzten Mal. Da ſtand der reiche Mann immer noch in der Bodenkammer an der Wand auf den Fußſpitzen und ſchaute unverwandt in den Himmel hinein, und war ſo in's Sehen verſunken, daß er gar nichts merkte, als Petrus eintrat.

Endlich legte ihm aber Petrus die Hand auf die Schulter, daß er ſich umdrehte, und ſagte:

„Komm mit, du haſt nun lange genug geſtanden! Deine Sünden ſind dir vergeben; ich ſoll dich in den Himmel holen. — Nicht war, du hätteſt es viel bequemer haben können, wenn du nur gewollt hätteſt?“ — —

22.

Der alte Koffer.

Ein alter Herr, der viel reiſte, beſaß einen Koffer. Schön war der Koffer nicht, aber grundhäßlich; denn er war mit ſtruppigem Seehundsfell überzogen und hatte eiſerne Bänder und Ecken. In dem Fell aber waren ſchon oft die Motten geweſen, und das eiſerne Beſchläge war ſtark verroſtet, hatte auch mit der Zeit manchen Buckel und manche Schmarre bekommen.

„Der kann was vertragen," ſagten die Kofferträger, wenn ſie ihn aus dem Wagen hoben. Bums! warfen ſie ihn hin, daß es krachte. Das war nun gerade nicht dazu angethan, die ohnedies ſchon üble Laune des alten Koffers zu mildern. Mit ſeinen eiſernen Ecken ſtieß und knuffte er jeden, der ihm in den Weg kam: „Ihr braucht mir ja nicht zu nahe zu kommen," brummte er, wenn die andern Koffer, mit denen er zuſammenreiſte,

ſich darüber beklagten. „Ihr wollt euch doch bloß anſehn, wie ſtruppig ich bin.“

Aber der Herr, dem der Koffer gehörte, war ein Sonderling. Wenn er zu Haus war, mußte der Koffer ſtets in ſeiner Stube unter dem vergoldeten Spiegel ſtehen; obgleich es recht komiſch ausſah: der alte, häßliche Koffer in der ſonſt ganz hübſchen, gemüthlichen Stube. Und wenn er reiſte und irgendwo einkehrte, war es ſtets das Erſte, daß er ſich den Koffer bringen und neben ſein Bett ſtellen ließ.

„Es wird wohl Geld im Koffer ſein!“ meinten die Leute, „weil er ihn gar nicht aus den Augen läßt.“ Doch in dieſem Punkte waren ſie völlig auf dem Holzwege. Etwas darin war ſchon; aber Geld? Nein, Geld am allerwenigſten!

War nun der alte Herr ganz allein in der Stube, ſo drückte er auf eine geheime Feder. Schwupp! ſprang der Koffer auf, und was war darin? Ein vollſtändig verſchloſſener, prachtvoller Kaſten mit rothem Sammt beſchlagen und mit goldenen Treſſen und Schnüren beſetzt.

Sobald Jemand Anderes in die Stube eintrat: ſchnapp! ſchlug der Deckel zu.

Doch das Dienſtmädchen des alten Herrn war ſehr ſchlau. Einmal ließ ſie die Schuhe vor der Thüre ſtehen

und ſchlich ganz leiſe in Strümpfen bis an den Koffer hin, der gerade offen ſtand.

Sie war ſchon ganz dicht daneben, und als ſie es ſo roth und golden im Koffer blinken ſah, vergaß ſie ſich und rief: „Herrgott, der alte Koffer iſt ja wohl inwendig ganz hübſch!“ Da merkte der Koffer, daß Jemand Fremdes da ſei. Schnapp! ſchlug er mit Gewalt zu und hätte ihr beinahe den Finger abgeklemmt; denn ſie wollte eben hineingreifen, um ſich zu überzeugen, ob es wirklich Sammt und weich wäre.

„Pfui!“ ſagte ſie erſchrocken, „was iſt das für ein alter, garſtiger Koffer; mit dem darf man ſich gar nicht einlaſſen!“ Wenn ſie ſpäter Jemand nach dem Koffer fragte, mit dem ihr Herr ſo geheim thue, und ob nicht irgend etwas Beſonderes daran ſei, erwiderte ſie: es ſei gar nichts an dem alten Koffer und darin noch weniger. Jeder Menſch habe ſeine Eigenheiten, beſonders was alte, unverheirathete Leute ſeien. Ihr Herr habe nun einmal ſein Herz an den alten ſtruppigen Koffer gehängt; weiter ſei es nichts.

Aber es war doch etwas Beſonderes in dem Koffer. Denn zuweilen riegelte der alte Herr vorſichtig ſämmtliche Zimmerthüren zu, drückte auf die geheime Feder, ſo daß der Deckel aufſprang, horchte dann noch einmal, ob alles

draußen ſtill wäre, und wenn er Niemanden hörte, hob er den rothen Sammtkaſten aus dem Koffer heraus und ſetzte ihn vor ſich auf den Tiſch. Darauf drückte er auf eine zweite verborgene Feder am Kaſten, und der rothe Sammtdeckel ſprang auch auf.

Und was war darin?

Unglaublich, aber wahr! Eine ganz niedliche kleine Märchenprinzeſſin mit zwei langen Zöpfen hinten herunter und rothen Hackenſchuhen. Sie ſprang auch ſofort mit gleichen Beinen aus dem Kaſten heraus, ſetzte ſich darauf und ließ die Beine baumeln — und das machte ſie ſo reizend — und fing dann an die allerhübſcheſten Märchen zu erzählen.

Und der alte Herr ſaß im Lehnſtuhl und hörte ihr aufmerkſam zu. —

Eines Tages, als ſie eben mit Erzählen fertig war, ſagte ſie: „Ich habe dir nun ſchon ſo viele hübſche Märchen erzählt; ich glaube, du vergißt ſie immer wieder. Kannſt du ſie nicht aufſchreiben?“

„O ja,“ antwortete der alte Herr, „aufſchreiben könnte ich ſie ſchon, wenigſtens ſo einigermaßen und freilich bei Weitem nicht ſo hübſch, als du ſie erzählſt; aber es darf Niemand wiſſen, woher ich ſie weiß, und beſonders nicht, daß du in dem alten Koffer ſteckſt. Denn ich muß dich

ganz allein haben. Sonst kommen gleich alle Leute und wollen dich besehen, und tapsen dich mit ihren ungeschickten Fingern an. Der Sammt am Kasten würde auch bald schlecht werden."

„Nein, um Gotteswillen!" entgegnete die kleine Märchenprinzessin. „Aber wundern würden sich die Leute doch, wenn sie wüßten, wer in dem alten Koffer steckt."

Und dann lachte sie.

„Still!" sagte auf einmal der alte Herr, „es klopft Jemand an die Thüre. Kriech' rasch wieder in den Kasten." Sodann trug er eilig den Kasten in den Koffer. Schnapp! schlug der Deckel mit Seehundsfell zu, und als das Dienstmädchen — denn sie war es — hereinkam und den Thee brachte, stand der alte Koffer wieder ganz mürrisch und struppig unter dem Spiegel. Als sie an ihm vorbeiging gab sie ihm heimlich, und ohne daß es der alte Herr merkte, einen Fußtritt und murmelte: „Alter garstiger Koffer, gestern hast du mir beinahe den Finger abgeklemmt!" —

3 2044 020 082 996

This book should be returned to
the Library on or before the last date
stamped below.

A fine of five cents a day is incurred
by retaining it beyond the specified
time.

Please return promptly.

DUE AUG 15 '46

DUE AUG 17 '46

DUE MAY 5 '50

JUN 24 '52 H

WIDENER
DEC 7 1996
NOV 0 8 1996
BOOK DUE
CANCELLED